



In der Opposition

Serge Tonnar, Folkmusiker, spricht über seine Rolle bei déi Lénk, nationale Minderwertigkeitskomplexe und kulturellen Snobismus – und darüber, weshalb er sich wiederholt Shitstorms aussetzt

Immer kommerzieller

In der Zahnmedizin gelten besondere Freiheiten. Was die Vermietung großer Centres médico-dentaires zur reizvollen Geschäftsidee macht

Bloc des gauches

Libéraux de gauche et libéraux de droite : une cartographie (approximative)

„Mer müssen et huele, wéi et kënn“

Der Boden, auf dem wir stehen, und wie seine Regenerierung glücken könnte

Du dentiste belge au randonneur néerlandais

La région du Mullerthal connaît une évolution paradoxale du tourisme : plus de monde mais moins de nuits d'hôtel

Photo : Sven Becker



land

Unabhängige Wochenzeitung
für Politik, Wirtschaft und Kultur

#32

70. Jahrgang
11.08.2023



5,00 €



Serge Tonnar auf einem Trampolin



In der Opposition

Interview: Sarah Pepin

Serge Tonnar, Folkmusiker, spricht über seine Rolle bei déi Lénk, nationale Minderwertigkeitskomplexe und kulturellen Snobismus – und darüber, weshalb er sich wiederholt Shitstorms aussetzt

Als wir um 14 Uhr im Café Atypic am Merscher Bahnhof eintreffen, ist eigentlich Zeit für die Mittagspause. Als wir dem Betreiber sagen, dass wir mit Serge Tonnar verabredet sind, lädt er uns trotzdem in sein Lokal. „Serge“ dürfe auch dort weilen, wenn der Laden geschlossen ist. Ein paar Minuten später trifft der Musiker ein, rot-oranger Schal um den Hals, mit Jackett und schwarzer Outdoor-Hose bekleidet. Er bestellt einen Espresso. Wir setzen uns in den überdachten Innenhof, in dem man sich dank Weinreben und Feigenbaum fast am Mittelmeer wähnen könnte, wenn nicht im Zehn-Minuten-Takt Züge in Richtung südliches Gutland oder Ösling einfahren würden.

d'Land: Wie geht's?

Serge Tonnar: Gut, danke, Und selbst?

Ganz ok. Glauben Sie immer noch an eine bessere Welt?

Ohje, sofort der Hammer zum Einstieg. Ich glaube nicht an eine bessere Welt oder eine schlechtere. Die Welt ist so, wie sie ist. Man muss selber schauen, was man für das eigene Leben und das seiner Mitmenschen, in der Familie, in der Gesellschaft, verändern kann. Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass sie schlechter wird. Doch der Traum einer perfekten Welt wird ein Traum bleiben. Trotzdem könnte ich nicht ohne Ideale leben: Viele Menschen in meinem Alter fangen an, den Idealismus aufzugeben und zynisch zu werden, das würde ich nicht aushalten, dafür bin ich vielleicht zu empfindlich. Ich möchte mich einsetzen, um zumindest den kleinen Teil, in dem ich lebe, ein bisschen schöner zu machen. Hoffentlich. Musik mache ich ja auch in der Hoffnung, den Leuten Freude zu schenken.

Gab es für Ihr politisches Engagement bei déi Lénk einen Auslöser?

Nicht so richtig. Ich habe mich generell ferngehalten von Parteipolitik, auch, um mir eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren.

Das Ungleichgewicht, das zwischen links und rechts überall auf der Welt herrscht, empfinde ich als nicht normal

Ein politischer Mensch war ich schon immer. Das spiegelt sich in meinen Texten und Theaterstücken wider. Als vor ein paar Jahren dann Fred Keup in die Abgeordnetenversammlung nachrückte, dachte ich, ist die Zeit für ein anderes Engagement vielleicht gekommen. Ich war schon immer Sympathisant von déi Lénk. Das Ungleichgewicht, das zwischen links und rechts überall auf der Welt herrscht, auch in Luxemburg – empfinde ich als nicht normal. Beizutreten war ein impulsiver Moment. Hat man die Entscheidung erstmal getroffen, kommt, was kommt. Klar war, dass ich mich mit meinen Kompetenzen einsetzen wollte. Klar war aber auch, dass ich selbst keine politischen Ambitionen für ein Mandat habe.

Wirklich?

Ich habe ein bisschen hin und her geschwenkt. Wenn ich kandidiere, besteht natürlich die Gefahr, dass ich gewählt werde. Wenn ich die Bewegung unterstütze, ist es das Eine. Aber wenn das Risiko besteht, und das sage ich bewusst ironisch, dass ich meinen Beruf von heute auf morgen aufgeben müsste, da ich

ihn nicht mehr in dem Maß ausüben könnte, wenn ich meine Unabhängigkeit als Künstler also aufgeben, Projekte absagen müsste – und wenn ich mir dazu vorstelle, dass ich unter den Menschen in der Abgeordnetenversammlung funktionieren müsste, denke ich, dass ich sehr schnell unzufrieden werden würde. Und dadurch auch mein gesamtes Umfeld samt Familie, Partei und andere Abgeordnete.

Ist es ein symbolisches Engagement, wenn kein Mandat beabsichtigt wird?

Man weiß bei déi Lénk, dass man in der Opposition bleibt und eine andere Vision der Gesellschaft hat als jene, in der man lebt. Ich will nicht einfach Mitglied sein, ich bin sofort aktiv geworden. Ich habe dabei geholfen, die Merscher Sektion aufzubauen. Für eine Liste hat es nicht gereicht, dafür ist es dann hier doch zu verstaubt.

Gibt es hier keine linksgesinnten Menschen?

Wenn ja, verstecken sie sich sehr gut. Wobei, die, mit denen ich die Sektion aufgebaut habe, sind wie ich Zugezogene, nicht integriert. Ich wohne seit 25 Jahren hier und bin nicht integriert. Dafür muss man in den Vereinen aktiv sein und auf jedes *Déppfest* und zum Fußball gehen. Jedenfalls, um darauf zurückzukommen, ist mein Engagement mehr als symbolisch. Hinter den Kulissen helfe ich tatkräftig mit, auch im Koordinationsbüro. Ich übernehme organisatorische und kreative Aufgaben, schreibe und übersetze Texte, beteilige mich an audiovisuellen Produktionen.

Unserer Zeitung gegenüber haben Sie kürzlich noch nicht ausgedrückt, dass Sie kandidieren. Sie kokettieren schon damit. Empfinden Sie das als ein Spiel?

Das Spiel kam von Ihrer Zeitung. Das ist fast schon *Bild*-Niveau, Serge Tonnar hier, Serge Tonnar da. Wen interessiert das? Die

Fokussierung auf meine Person geht mir eigentlich auf die Nerven. Aber tatsächlich war die Entscheidung zu diesem Zeitpunkt noch nicht getroffen worden. Vielleicht wäre jemand abgesprungen und ich hätte mich umentschieden.

Über Ihr kürzlich gepostetes Meme wurde viel diskutiert. Darauf war ein nackter Putin auf einem rosa Pferd zu sehen, ein junger Biden als Ken von Barbie, darüber stand make love not war. Können Sie das nochmal erklären? Viele haben es nicht ganz verstanden.

Das ist sehr schlimm, dass viele Menschen mich nicht verstehen (*seufzt leicht theatralisch*). Für mich war *obvious*, was damit gemeint ist. Manche wollten es nicht verstehen, andere haben allergisch reagiert, weil es von mir oder déi Lénk kam. Es ist ein Spiel der kulturellen Referenzen, die mir eindeutig erscheinen: Barbie-Ästhetik, die Politiker der zwei größten Atomkräfte der Welt, der Barbenheimer-Hype. Es stellt eine Botschaft gegen den Krieg dar, eine Warnung vor den Gefahren einer atomaren Militarisierung, vor einer Aufrüstung. Natürlich sind die Bilder provokativ und natürlich steht nicht drauf, was sie bedeuten. Wenn für jede Kommunikation eine Gebrauchsanleitung geliefert werden muss, braucht man keine mehr. Ich habe Putin als ersten genommen, weil es immer noch Menschen gibt, die déi Lénk als Putin-Lovers darstellen. Das ist komplett daneben und reiner Blödsinn. Diesen Post kann man nicht als Pro-Putin interpretieren.

Insgesamt ein ziemlicher Bruch mit der Kommunikation, die déi Lénk vorher auf ihrem Facebook-Account betrieben haben. Die Partei verliert eher an Zuspruch, als dass sie gestärkt wird, zum Beispiel bei den Gemeindewahlen. Ist eine solche Kommunikation förderlich?

Das weiß man nicht im Voraus. Parteintern gibt es den Konsens, dass offensiver agiert werden muss. Natürlich gibt es die Angst, weitere Sitze zu verlieren. Dagegen möchte ich eine offensive, posi-

tive Energie halten. Aus der Distanz fiel mir schon vorher auf, dass déi Lénk nicht offensiv genug waren. Ich denke schon, dass solche Kommunikation nötig ist und die Wähler sich das auch wünschen. Wer nicht in der Bedeutungslosigkeit untergehen will, muss ein Risiko eingehen. Wenn Spitzenpolitiker auf *RTL* die ADR und déi Lénk in einem Atemzug nennen als Parteien, mit denen sie nie zusammenarbeiten würden, ist das schlimm. Wenn man fast nichts mehr hat, hat man alles zu gewinnen. Wenn du als Wähler nicht einverstanden bist mit dem System, bringt es nichts, die Parteien zu wählen, die das System aufrecht erhalten. Deswegen sollte die Opposition von links gestärkt werden.

Social Media machen Sie nun nicht mehr für die Partei. Bedauern Sie das?

Nein, ich habe das ja selbst beschlossen. Die kleinen Parteien werden bewusst kleingehalten, indem sie weniger Mittel zur Verfügung haben. Nach dem Gemeindewahlkampf kommt der nationale, in der Partei sind sie wirklich müde, weil sie so viel Arbeit haben. Deswegen ist man an mich herangetreten. Als dieser Post kam, ist das Ganze explodiert. Ich habe dann selbst gesagt, lasst uns damit aufhören. Es geht nicht darum, der Partei zu schaden, das wäre kontraproduktiv. Es wurde eine Gruppe gegründet, in der auch jüngere Mitglieder sind, um die Zukunft der Social-Media-Kommunikation zu diskutieren.

Warum fassen Ihrer Meinung nach linke Bewegungen denn kaum Fuß in Luxemburg?

Hier wollen alle, dass es so weiter geht wie bisher. Die DP legt immer weiter zu. Der Liberalismus ist das, was sich die Minderheit an Menschen, die hier wählen dürfen, wünscht. Vielleicht reagieren die Menschen erst, wenn sie mit dem Kopf gegen die Wand gerannt sind. Es gibt hier den Traum meines Hauses, meines Hundes, meines Kindes. Diesen Traum darf niemand uns wegnehmen. Die einen verteidigen ihn radikaler, bei den Rechten geht es etwa auch um „meine Sprache“. Die liberale Einstellung, das zu beschützen, was man hat, ist aber nicht grundlegend anders. Nicht bereit zu sein, zu teilen, die eigenen Vorteile aufzugeben, damit es allen besser geht. Vielleicht liegt es auch in der Natur des Menschen. Ich weiß es nicht.

Was sind die größten Versäumnisse der Regierung Ihrer Meinung nach?

Ich bin schlecht positioniert, Abschlussnoten auszustellen.

Wie erklären Sie sich den Erfolg der Piratenpartei, der wohl auch déi Lénk schadet?

Sie sind ein Supermarkt, jeder kriegt, was er mag. Das passt zu den warmen Brötchen und den *Gromperekichelcher* auf den Wahlplakaten der DP. Und der Name, *are you kidding?* Das sind höchstens Süßwasserpiraten. Ein Pirat ist für mich etwas anderes, ein Rebell, der sich gegen gesellschaftliche Tendenzen wehrt. Ich bin mehr Pirat als die.

Auf Ihrem letzten Album ...

Ah, endlich.

... besingen sie eine Gesellschaft, die so polarisiert ist wie noch nie. Woran machen Sie das fest?

Am eigenen Leibe erlebt. Seit der Pandemie hat sich alles radikalisiert. Ich habe diese Zeit als sehr krass empfunden, sie hat mich depressiv und extrem traurig gemacht. Die Gesellschaft war gespalten, Personen wurden stigmatisiert und ausgeschlossen. Das 2G-Regime war eine dieser Maßnahmen. Ich durfte als Künstler nur vor Menschen spielen, die geimpft waren. Getestet zu sein, spielte keine Rolle. Den Ungeimpften hat man den Zugang zu kulturellen Ereignissen verwehrt und wir Künstler sollten das überwachen. Das ist sehr weit entfernt von meiner Vorstellung von Kultur und Gesellschaft. Das Virus war ein Witz im Vergleich zu dem, was noch kommen könnte. Mehr Klimaflüchtlinge, schlimmere Pandemien. Ich fürchte, die Gesellschaft spaltet sich dann noch mehr. Eine Menge Menschen hatten keine radikale Position, weder in die eine, noch in die andere Richtung. Bekanntest du dich jedoch nicht zu einer der beiden, wurdest du angegriffen. Ich wurde von Impfgegnern beschimpft, wieso ich nicht mit ihnen marschiert bin, ebenso wie von sogenannten Pro-Vaxxern. Ähnlich ist es nun mit dem Ukraine-Krieg. Nuancierte Positionen, oder Meinungen, die sich ändern, zum Beispiel, weil der Krieg schon lange tobt, oder sich beispielsweise Konsequenzen verändern, werden nicht akzeptiert.

Schwappt die Art und Weise, wie auf Social Media kommuniziert wird, zu sehr ins reale Leben?

Politische Maßnahmen führen zu diesem Diskurs. Die Medien spielen ebenfalls eine Rolle, vielleicht führen sie sich das mal zu Gemüte. Das *Tageblatt* in Covid-Zeiten war so reißerisch und einseitig. Im Rückblick gibt man das jetzt vermehrt zu.

Ich lese Ihnen einen Auszug aus einem von Ihren Blogposts von 2018 vor: Verzicht och op räisseresch Iwwerschrëften, déi bewosst formuléiert gi fir Polemiken auszeléisen, fir esou sou vill wéi méiglech Verkéier op den eegenen digitale Plattformen ze kréien. Gleichzeitig machen Sie selber doch genau das, sie beherrschen die Shitstorm-Mechanismen und nutzen sie. Kommen Ihre Fans nicht mehr auf Ihre Konzerte, wenn Sie damit aufhören?

Das weiß ich nicht, aber meine gesamte Karriere ist auf Social Media aufgebaut. Die klassischen Medien haben mich ignoriert oder boykottiert. Als 2003 mein erstes Album herauskam, lief es nicht im Radio. Gefällt man den Verantwortlichen nicht, hat man halt Pech. Die geschriebene Presse hat es auch nicht interessiert. 2008 war es genauso. Irgendwann sagten meine Kinder, als sie Teenager waren, du musst auf *Facebook*, *Youtube* und *Itunes*, sonst weiß niemand, was du machst. Durch das Lied *Crémant an der Chamber* kam der Durchbruch auf Social Media. Seitdem erreiche ich mein Publikum nicht über die Medien, sondern über meine eigenen Medien. Ich habe mich gezwungenmaßen darin spezialisiert und mache das auch gerne. Wann war im Land die letzte Albumrezension von mir? Jetzt kommt Interesse auf wegen dieses *Facebook*-Posts, nicht wegen meiner Arbeit.

Im letzten Jahr hatten Sie mehrere Medienslots, etwa im Radio 100,7 und in einem RTL-Podcast. Da ging es sehr wohl um Ihre Musik.

Das war eine Ausnahme. Ich beklage mich nicht, aber das ist die Realität.

Das klingt alles wie eine pauschale Medienschelte.

Es muss viel mehr Mersch und Schlindermanderscheid in die Kultur kommen

Klar! Wer macht denn hier in Luxemburg Medienkritik? Niemand. Medien müssen auch Kritik vertragen.

Genau wie Künstler.

Natürlich, sonst hätte ich schon lange aufgehört, soviel Wind, wie mir entgegenbläst. Medienkritik von mir kommt meistens sehr schlecht an. Kritiker vertragen keine Kritik. Kulturkritik wird wenig betrieben, das stimmt. Die Journalisten sagen selbst, sie seien unterbesetzt. Das ist aber nicht meine Schuld. Ich kann sehr gut mit Kritik umgehen, ich mache das seit 25 Jahren. Ich bin so durch den Dreck gezogen worden, manchmal zurecht, oft nur auf meine Person bezogen. Eigentlich wünsche ich mir mehr Kritik, mehr Kulturjournalismus, mehr wahrhaftige Auseinandersetzung mit der hiesigen Kunst.

Sie monieren immer wieder, dass Kulturvermarktung sich zu stark ins Ausland richtet. Begrüßen Sie grundsätzlich die kulturpolitische Richtung, die die Regierung seit fünf Jahren eingeschlagen hat?

Es ist viel passiert. Wir haben eine Kulturministerin, die engagiert ist und Kunst und Kultur versteht. Das ist positiv. Die wesentliche Konzentrierung auf das Ausland; wie wenig sich darum gekümmert wird, ob und wie Künstler hier wirklich leben können und wie wenig Autonomie gefördert wird als Künstler, all das sind Dinge, die ich bemängele. Es gibt immer mehr Berufe um die Künstler/innen, die Szene ist explodiert: Kulturmanager, Kulturpädagogen und –vermittler, überall werden feste Strukturen geschaffen, nur nicht für die Künstler. Es gibt kaum langwierige Engagements, etwa zwei Jahre mit einer Gemeinde zusammenzuarbeiten. Wenige machen sich Gedanken darüber, wie Künstler innerhalb der Gesellschaft existieren können. Es gibt keine Theaterensembles, was der Solidarität nicht förderlich ist, immerhin muss so jeder für sich schauen, über die Runden zu kommen. Von den Direktoren, die lebenslänglich auf ihren Posten sitzen, ist man zu abhängig. Richtig freie Künstler, die frei sind und machen, was sie wollen, kann man an einer Hand abzählen. Wenn man sich außerdem dazu entschließt, Theaterstücke nach Avignon zu schicken, die ohne Unterstützung vom Staat dort nie aufgeführt würden, aber man unterstützt keine Projekte hier im Land, die viel nachhaltiger sind, Projekte, die vom *bottom up* kommen, finde ich das krank. Ich will aber nicht dauernd als Nörgler rüberkommen, ich sage all das mit einem leichten Lächeln im Gesicht.

Mit Maskénada wollten Sie Kultur zu den Leuten bringen, nicht umgedreht. Insgesamt zeigen Umfragen immer noch, dass es der sozioökonomische Hintergrund ist, der definiert, ob jemand etwa ins Museum geht oder nicht.

Absolut. Zu Konzerten von mir oder populären Events von Maskénada kommen aber andere Menschen. Events im Wald oder in den Dörfern ziehen halt ein anderes Publikum an. Ich gehe auch nicht ins Museum, ich finde das langweilig, das hat nichts mit sozioökonomischen Faktoren zu tun. Ich könnte niemanden begeistern, ins Museum zu gehen.

Eine starke Aussage von jemandem, der sich kulturell engagiert nennt.

Ich schaue mir wenig an, ich bin ein bisschen ein Kulturmuffel. Wer den ganzen Tag Musik macht, geht abends nicht unbedingt noch zu einem Konzert. Irgendwann ist man froh, wenn einen Abend nichts ansteht. Die meisten Sachen finde ich nicht interessant. Warum sollte ich mir zum hundertsten Mal etwas von einem Komponisten anhören, der vor mehreren Jahrhunderten gelebt hat, in einer wunderbaren Philharmonie? Das finde ich nicht lebendig, was sagt mir das über meine Gegenwart? Ich gehe auch nicht ins Kino.

Film verhandelt doch immer auch den Zeitgeist.

Aber davon spielen ganz wenige in Luxemburg.

Muss man sie daran messen? Ein Film, der nicht in Mersch oder Schlindermanderscheid spielt und universelle Themen behandelt, ist genauso wertvoll.

Ich finde, es muss viel mehr Mersch und Schlindermanderscheid in die Kultur kommen. Das ist totaler Snobismus, wenn jemand nicht nach Schlindermanderscheid ins Dorftheater gehen will. Ich begegne dieser Einstellung dauernd, sie bedingt, dass wir Künstler mehr ins Ausland schicken, als sie hierzulande zu unterstützen. Ich stelle einen Minderwertigkeitskomplex fest, der gelegentlich in Größenwahn umschlägt. Man könnte Autoren unterstützen, zum Beispiel Stadtschreiber von Schlindermanderscheid zu werden, dort ein Theaterstück oder eine Oper zu schreiben. Solche Ansätze gibt es hier nicht, es wird elitär gedacht. In Deutschland oder Frankreich existiert ein Stolz, was nationale Künstler angeht, den es hier nicht gibt.

Sie sind seit 25 Jahren Musiker und haben die Rolle des Kritikers in der Öffentlichkeit eingenommen. Welchen Unterschied gibt es zwischen dem privaten Serge Tonnar und dem auf Social Media oder auf der Bühne?

Die Grenzen verschwimmen. In Luxemburg braucht eine Person lediglich eine eigene Meinung zu haben, schon ist sie ein Rebell. Die Latte liegt dafür niedrig. Ich versuche immer, konstruktiv zu sein, habe aber auch die Erfahrung gemacht, dass, dadurch dass ich mich jahrelang gegen das Establishment gewehrt habe, ich auch irgendwie in eine Rolle gedrückt wurde. Zwischen dem privaten Serge und dem, der auf der Bühne steht, gibt es quasi keinen Unterschied. Ich fühle mich nirgends so wohl wie vor dem Publikum, wahrscheinlich noch mehr als in meinem Privatleben. Social Media benutze ich, ja, aber ich mache das mit Humor und versuche mich selbst nicht zu ernst zu nehmen. Ich verurteile auch nicht pauschal. Auf meinen Konzerten sind vielleicht auch Leute, die ADR wählen. Das sind auch Menschen. Mittlerweile weiß ich aber, dass die Person, die von anderen beschimpft wird, nicht ich ist. Diese Leute greifen ein Bild an, was sie von mir haben. Viele Politiker vertragen keinen Shitstorm, dann ist es der falsche Beruf. Man muss sich von dem Bild, was außerhalb von einem existiert, trennen können.

Sind Sie bereits säkularer Zeremonienmeister?

Noch nicht. Ich habe einen Intensivkurs in Deutschland belegt, habe das Label quasi schon, hatte aber noch keine Zeit, es umzusetzen. Man lernt, mit Menschen zu sprechen, die gerade jemanden verloren haben, und wie man die schönstmögliche Abschiedszeremonie gestalten kann. Wie es unemotional und doch persönlich werden kann. Das Interesse daran habe ich schon sehr lange, denn offizielle Zeremonien in Kirchen und Gemeinden sind oft unmenslich. Das finde ich insbesondere bei Beerdigungen sehr schade. Da ich mich während der Pandemie auch gefragt habe, ob ich meinen Beruf überhaupt weiter ausüben will, haben solche neuen Horizonte mich inspiriert. Auch das politische Engagement ist Teil davon.

Robbie Williams ist drei Jahre jünger als Sie. Beim Konzert überkam einen das Gefühl, dass er gegen einen Relevanzverlust an-singt. Geht es Ihnen auch so?

Momentweise schon. Es gibt eine Zeile in *Jo an Amen*: Ass mäi protestsong just gutt fir zënnerhalen, hätt ech vläicht besser och de bak ze halen. Als während der Pandemie CD-Regale und Bücher zugeklebt wurden, habe ich mir viele Fragen gestellt. Ich denke, der Kampf um die eigene Relevanz begleitet einen fortwährend. ●

Serge Tonnar,

Jahrgang 1970, ist der vielleicht bekannteste luxemburgische Musiker. Nach einem abgebrochenen Journalismusstudium in Brüssel arbeitete er in den Gründungsjahren für das öffentlich-rechtliche *Radio 100,7* und begann fortan seine Künstlerkarriere. Er ist Gründungsmitglied des Künstlerkollektivs Maskénada und steht als Schauspieler auf der Bühne und vor der Kamera, zuletzt in Frank Hoffmanns *Café Terminus* und Andy Bauschs *Little Duke*. 2022 erschien sein letztes Album *Jo an Amen*. Seit letztem Jahr ist er Mitglied bei déi Lénk.



LEITARTIKEL

Die wichtigen Probleme

Peter Feist

Am Freitag vergangener Woche veröffentlichte Mir d’Vollek eine Art politisches Manifest. Die aus der Antivax-Bewegung hervorgegangene Biergerlèscht sieht allerlei Verschwörungen am Werk, darunter „die Klima-Religion des tödlichen CO₂“. Wie könne der Weltklimarat IPCC behaupten, dass in der vorindustriellen Zeit der CO₂-Gehalt der Atmosphäre 0,028 Prozent betragen habe, wenn es laut „Band 4 von Meyers Konversationslexikon aus dem Jahre 1844“ doch 0,04 Prozent waren, etwa so viel wie heute? „Der übereilte Ausstieg aus sogenannt fossilen Energiequellen ist ein weiterer Sargnagel für Wohlstand und Freiheitsrechte (...)“,

Mir d’Vollek mag eine politische Randerscheinung sein. Doch an der Klimapolitik könnte sich ein Kulturkampf entzünden, der die Gesellschaft spaltet. Kommt nächsten Monat der Wahlkampf in Schwung, könnten weitere Anzeichen zu beobachten sein. Von der ADR zum Beispiel, die bisher nur über das „Verbrennerverbot“ schimpfte. Vielleicht auch von der CSV, die zur Klimapolitik in der ganzen Legislaturperiode keine Linie hatte: Ihr Abgeordneter Paul Galles wollte als Radfahrer Vorbild sein, Fraktionschef Gilles Roth warnte, „gréng gëtt deier!“ Spitzenkandidat Luc Frieden hat bisher kaum mehr gesagt, als Luxemburg „Schlusslicht“ in der EU bei der Produktion von grünem Strom zu nennen, was so nicht stimmt.

Bisher war es in Luxemburg nicht nötig, um einen breiten gesellschaftlichen Konsens für die Klimapolitik zu ringen. Es gab genug Geld für Beihilfen und Kompensationszahlungen. Was es den zuständigen Minister/innen von den Grünen erlaube, ihre Arbeit mit technokratischem Fleiß zu erledigen, ohne ihre Politik groß erklären zu müssen. So gut hat es die nächste Regierung vermutlich nicht, ganz gleich, wie sie sich zusammensetzt. Denn in den westlichen Ländern nehmen Grundsatzkonflikte um die Klimapolitik zu. In den USA hat eine konservative Denkfabrik ein tausend Seiten langes Programm für mehr fossile Energien geschrieben. Kommt der nächste Präsident von den Republikanern, könnte er sich darauf beziehen. In Deutschland geraten Klimapolitik und „Energiewende“ zunehmend sozial in Verruf, während die AfD an Zuspruch gewinnt. Die europäische Rechte streitet den Klimawandel nicht mehr ab, auch den menschengemachten nicht, sondern sagt nun, es sei zu spät, etwas dagegen zu unternehmen. Nur Anpassung helfe noch, und um sie zu bezahlen, sei Wachstum nötig. Öl, Gas und Kohle auch.

Solche Behauptungen stehen nur scheinbar im Widerspruch zu den Wetterextremen der letzten Zeit. Zu den Überschwemmungen in Slowenien, der anhaltenden Hitze in Südspanien, den Waldbränden in Portugal. Oder zu den jungen Pfadfindern, die vom Welttreffen in Seoul ausgeflogen werden mussten, weil dort erst sendende Hitze herrschte, dann ein Taifun losbrach. Wer die sich häufenden Wetterextreme nicht als Hinweis dafür anerkennen will, dass der Klimaschutz mit seinen Zielen bis 2050 hinten und vorne nicht reicht, nimmt sie als Argument dafür, dass ohnehin alles zu spät sei.

Für Luxemburg müsste das heißen, die Klima- und die Energiepolitik viel mehr unter die Leute zu bringen. Die CSV hatte ja Recht, wenn sie in den letzten Jahren sagte, Klimaschutz gehe nur „mat de Leit“. Das wusste die Regierung auch, sie machte Klimapolitik nie gegen die Leute. Sie legte aber bisher wenig Wert darauf zu erklären, welchen sozialen Begleitschutz sie mobilisierte. Am 8. Oktober könnte sich das vor allem für die Grünen als strategisches Versäumnis erweisen. Auf längere Sicht aber für jede Politik, die es mit der Senkung der Treibhausgasemissionen ernst meint. Denn die ist weder eine Lifestyle-Frage, noch ein finsterner Plan eines Establishments. Immer offensichtlicher wird aber, dass es für viele Menschen wesentlich dringendere Probleme gibt, als sich ums Klima zu sorgen. Nötig ist deshalb, dass das Establishment viel besser erklärt, was es will und warum. Weshalb es von den Leuten erwartet, dass sie dabei mitmachen. Und vor allem, wie dafür gesorgt wird, dass keiner unter die Räder kommt.

ENERGIE

Solarstrom für alle

Besitzer, die eine Wohnung zur sozialen Vermietung (gestion locative sociale) zur Verfügung stellen, sollen Anschaffung und Installation einer Dach-Solaranlage aus der Staatskasse finanziert bekommen. Das sieht ein Gesetzentwurf von Energieminister Claude Turmes (Grüne) vor, dem der Regierungsrat am 28. Juli zugestimmt hat. Die Mieter/innen der Wohnung würden als Selbstversorger betrachtet und den Solarstrom gratis erhalten. Was sie nicht verbrauchen, ginge an die Besitzergemeinschaft, falls die betreffende Wohnung Teil eines Apartmentgebäudes ist. Blicke noch ein Rest, flösse er ins Netz und die Vergütung dafür in die Staatskasse (Foto: Sven Becker).

Der Ansatz unterscheidet sich von der Ankündigung Premier Xavier Bettels in seiner Erklärung zur Lage der Nation am 11. Oktober. Er versprach dort, der Staat übernehme „d’Käschte vun der Photovoltaïque-Anlage für déi Leit, déi sech d’Installation net kënnen leeschten. Nodeem s de Staat d’Käschten iwwert d’Stromproduktioun amortiséiert huet, kritt de Proprietär d’Anlage geschenkt“. Vom *Land* darauf angesprochen, rechnet der Energieminister vor, dass Kauf und Einbau jeder Privat-Anlage bis zu einer gewissen Anschlussleistung heute schon zu 62 Prozent die Staatskasse trägt. Viele Gemeinden gewährten noch eine Zulage, das Wohnungsbauministerium obendrein ein „Top-Up“ für einkommensschwache Haushalte. „So dass für sie hundert Prozent Kostenübernahme schon heute gelten“, so Turmes. Weil all dies Wohnungsbesitzer betrifft, habe sein Ministerium nach einer Lösung für Mieter/innen privater Sozialwohnungen gesucht – letztlich nach einem Anreiz für deren Besitzer, eine Solaranlage zu installieren. Im Unterschied zur Ankündigung des Premiers würde die Anlage an sie nicht abgetreten, nachdem Investition und Einbau über die Stromproduktion amortisiert wurden, sondern laut Gesetzentwurf gleich nach dem Einbau. Eine Rückzahlung an die Staatskasse fände nur statt, wenn Reststrom bleibt, und nur sieben Jahre lang. Turmes schließt nicht aus, dass dieses Regime erweitert werden könnte. „Wir gehen hier einen ersten Schritt, auch um zu ermitteln, wie hoch der Verwaltungsaufwand ist.“ Der Ansatz sei „pragmatisch“, da es schwierig gewesen wäre, klar zu definieren, „wer sich so eine Anlage selber nicht leisten kann“. Im Finanzbogen zum Gesetzentwurf wird mit Ausgaben von fünf Millionen Euro im ersten Jahr gerechnet, mit sechs beziehungsweise sieben Millionen in den Jahren danach. So könnten sich im ersten Jahr rund 300 Anlagen finanzieren lassen, in den Folgejahren jeweils 100 bis 200 mehr. Die Aufträge für Ankauf und Installation sollen jedes Jahr öffentlich ausgeschrieben werden. Würde die Ausbeute

der Anlagen zur Hälfte dem Eigenverbrauch der Mieter/innen dienen, könnten aus der verbleibenden Hälfte 120 Euro pro Anlage und Jahr zurück in die Staatskasse fließen, schätzt das Energieministerium. pf

Nicht so schnell billiger

Einen gewissen Eindruck von der Preisentwicklung im europäischen Strom-Großhandel bietet ein von der Regulierungsbehörde ILR monatlich berechneter „Referenzpreis“. Für Juli betrug er 78,08 Euro pro Megawattstunde oder 7,8 Cent die Kilowattstunde. Das ist ungefähr so viel wie im Juli 2021. Für Januar dieses Jahres hatte das ILR 121,5 Euro ausgerechnet. Für August 2022 den Rekordwert von 468,24 Euro – kurz darauf beschloss die Tripartite den „Strompreisdeckel“ (und den „Gaspreisdeckel“).

Der ILR-Preis dient dazu, die Beiträge der Luxemburger Endverbraucher zum Strom-Kompensationsfonds festzulegen. Er liegt aber nah am Monatsdurchschnitt der Börsenpreise im Tagesgeschäft mit Strom, dem Spot-Markt. Insgesamt habe der Strommarkt sich beruhigt, sagt Claude Simon, Head of Energy Sales bei Enovos Luxemburg. Von Spot-Preisen von 50 Euro, wie sie bis Frühjahr 2021 noch galten, sei er aber weit weg. Und derart billig könnte Strom so schnell auch nicht wieder werden: Terminkontrakte auf längere Sicht, wie sie für Energieversorger wie Enovos interessanter sind als der Spot-Markt, würden zurzeit für das kommende Jahr mit um die 135 Euro pro Megawattstunde für 24 Stunden Grundlast gehandelt. Eine Megawattstunde Spitzenlaststrom (für morgens acht bis abends 20 Uhr) mit 160 Euro. Für Bestellungen fürs Jahr 2025 liege der Grundlastpreis derzeit bei 125 Euro, für 2026 bei 105 Euro.

Für den nur allmählichen Preisrückgang gibt es ein paar Gründe. Luxemburg ist Teil des deutschen Strombörsen-Segments. Der Wegfall billigen Gases aus Russland zur Verstromung hat die Preise in Deutschland nach

oben getrieben. In die andere Richtung wirkt, wenn das Angebot an grünem Strom wächst, und das tut es. Nach und nach. Doch Deutschland hat Probleme mit dem Netzausbau, um Strom aus Wind- und Solaranlagen, von denen mehr installiert werden könnten, zu den Verbrauchern zu bringen. Dieses Strukturproblem wird an der Strombörse antizipiert. Ein anderer Faktor sei der CO₂-Preis im EU-Emissionshandel, erklärt Claude Simon. Er sei über die letzten Jahre von 20 Euro auf fast 100 Euro pro Tonne gestiegen. Strom aus Gas und vor allem Kohle wurde entsprechend teurer. Im Börsenhandel für Frankreich wiederum seien die Preise noch höher, so Simon. Da koste die Megawattstunde Grundlaststrom für 2024 derzeit 160 Euro (30 Euro mehr als für Deutschland), Spitzenlaststrom 220 Euro (60 Euro mehr). „Dass Frankreich günstiger wäre, stimmt schon seit Jahren nicht mehr.“ Das habe nicht nur mit Wartungsproblemen zu tun, die in zahlreichen französischen Atomkraftwerken noch immer bestehen, sondern auch mit der starken Abhängigkeit französischer Haushalte von Strom zum Heizen im Winter. pf

G E S U N D H E I T

Sagten Sie, Notfall?

In der Notaufnahme des *Stater* CHL sind die Patient/innen anscheinend viel weniger krank als am Hôpital de Kirchberg. 2021 waren am CHL 28 Prozent mit einem Schweregrad zwischen 1 und 3 eingestuft worden, im Kirchberg-Krankenhaus fast 88 Prozent. Der Schweregrad wird anhand einer in Kanada entwickelten Skala erfasst. Sie hat fünf Stufen, Stufe 1 ist die schwerste. Die Unterschiede pro Notaufnahme führt die Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) in einem umfangreichen Bericht zur Notfallversorgung an. In der Notaufnahme des Chem in Esch hätten 80 Prozent der Patient/innen dem Grad 1 bis 3

entsprochen, in Ettelbrück (CHdN) 49 Prozent. „Das macht uns Sorgen, solche Unterschiede dürfte es eigentlich nicht geben“, sagt Jean-Claude Schmit, der Direktor des Gesundheitsamtes. Mit dem Krankenhausverband FHL werde das nun untersucht.

Doch wie die IGSS schreibt, basieren ihre Zahlen nicht auf den Einschätzungen der Notfall-Krankenpfleger/innen. Ihnen begegnen die Patient/innen zuerst, sie treffen die erste Triage-Entscheidung nach der kanadischen Skala, wofür präzise Kriterien bestehen. Dagegen liegen der IGSS-Analyse die Rechnungen der Ärzt/innen zugrunde, die die Patient/innen später sehen. Die Rechnungen enthalten auch einen Schweregrad, doch es muss nicht derselbe sein wie beim ersten Triage. *Land*-Informationen nach hat das damit zu tun, dass nicht in allen Notaufnahmen die Schweregrad-Daten auf die gleiche Weise ins Patientendossier eingehen. Grund ist unter anderem, dass der kanadische Hersteller, der die Kodierung entwickelt hat, es anscheinend ablehnt, dass sie zum verbindlichen Teil von Klinik-Software wird. Manche Spitäler behelfen sich mit einem Browser-ähnlichen Zusatzmodul zur Dossier-Software. In anderen wird der Schweregrad auf einem Tablet-Computer notiert und später im Dossier vermerkt. Generell rückverfolgen lässt er sich nicht. Die einzige halbwegs zuverlässige Quelle sind die Arztrechnungen. Halbwegs: Grad 3 aufzuschreiben, bringt mehr Honorar als Grad 4. pf

P O L I T I K

Kleinvieh

Nicht weniger als zwölf Parteien haben Listen für die Parlamentswahlen deponiert. Das ist möglicherweise ein neuer Rekord. Selbst in den ideologisch bewegten Siebzigern, als SdP, LCR, Enrôlés de Force oder Liste Jean Gremling zur Wahl antraten, gab es keinen solch großen Andrang. Das Schema ist

dabei oft das gleiche: Mann mit überdimensioniertem Ego gründet Partei, die ihm den Sprung ins Parlament ermöglichen soll. Gleich zwei ADR-Abtrünnige haben Listen deponiert: Joe Thein (Déi Konservativ) mit einem Gefolge, das man *family and friends* nennen könnte, hat es im Süden und im Norden geschafft. Eine Liste mehr als 2018, als die Partei nur im Süden antrat (0,52 Prozent). Roy Redings neugegründete Bewegung Liberté-Präiheet hingegen freut sich über ihre vier Listen, auf denen eher ältere Mitbürger/innen, sowohl Handwerkerinnen als auch Verkäufer, Geschäftsleute und andere waren ADR-Mitglieder (Steve Schmitz, Guy Arend). Im Norden kandidieren sechs Frauen und drei Männer; im Osten sechs Männer und eine Frau und im Zentrum zwölf Männer und neun Frauen. Im Zentrum führt der ehemalige ADR-Abgeordnete Roy Reding die Liste gemeinsam mit Bas Schagen an, den man vielleicht noch als *DNR*-Moderator oder als Youtuber während der Pandemie in Erinnerung hat. Zum ersten Mal in ihrer 102-jährigen Geschichte hat die KPL dagegen keine vier Listen mehr zusammenbekommen. 2018 kamen die Kommunisten noch auf gerade mal 1,27 Prozent. Die vom Ex-KPLer Jean-Marie Jacoby gegründete Partei Mir d’Vollek tritt am 8. Oktober nicht an. Da sie für die Gemeindewahlen eine (halbe) Liste zusammengestellt hatte, fällt die Listen-Nummer 8 komplett aus. Mir d’Vollek zeigt sich trotzig: „Wir leben längst nicht mehr in einer Demokratie und eigentlich hat das Volk noch nie in diesem Land geherrscht.“ Die selbsternannte Europapartei Volt tritt im Süd- und im Ostbezirk an. Insgesamt elf Frauen und 15 Männer haben sich ihr angeschlossen. Auffällig ist das junge Alter der Kandidat/innen, die bis auf zwei Ausnahmen in den 80-er und 90-er Jahren geboren sind. Ihr sozioökonomischer Hintergrund ist ebenfalls eher einheitlich und gehoben: Staatsbeamte, Lehrerinnen, Wirtschaftswissenschaftler und Studenten finden sich auf den Listen wieder. bt/sp

Blog

Immer kommerzieller

Peter Feist

In der Zahnmedizin gelten besondere Freiheiten. Was die Vermietung großer Centres médico-dentaires zur reizvollen Geschäftsidee macht



810 Zahnärzte sind beim Collège médical registriert. Noch vor fünf Jahren waren es 500

Das Centre médico-dentaire de Luxembourg hat seinen Sitz im *Stater* Bahnhofsviertel. Gleich nach dem Eingang trägt eine Tür die Aufschrift „Gérant“, dort hat Nathalie Déhé ihr Büro. Nein, Geschäftsführerin des Zahnarztzentrums sei sie nicht. Sondern der Immobiliengesellschaft Sarmalux SA. Die vermietet an Zahnärzt/innen komplett ausgestattete Behandlungsräume. Assistent/innen und Sekretariat sind im Mietpreis ebenfalls enthalten. Draußen am Eingang informiert ein Schild, dass 15 Ärzt/innen hier tätig sind. Den Namen nach zu urteilen, kommen die meisten aus Rumänien und Portugal. Jaja, sagt Déhé, hier werde eine enorme Sprachenvielfalt geboten. Die Patient/innen wüssten das zu schätzen. Die Öffnungszeiten auch: sieben Tage die Woche, wochentags von 9 bis 20 Uhr, an Wochenenden bis 17 Uhr. Auf dem Kirchberg unterhält Sarmalux noch ein Zentrum. Es ist kleiner und hat sonntags zu. Wieviel Miete von den Ärzt/innen genommen wird? „Tut mir leid, das kann ich Ihnen nicht sagen.“

Ein in der Hauptstadt praktizierender etablierter Zahnarzt sagt, „diese großen Zentren arbeiten nicht ethisch“. Es würden unnötige Behandlungen vorgenommen, den Patient/innen das Geld aus der Tasche gezogen, weil die Dentist/innen viel Miete zu zahlen hätten. Der Ärzteverband AMMD, findet er, „müsste etwas dagegen unternehmen“. Müsste er das? AMMD-Präsident Alain Schmit hatte um Ostern 2022 im *Wort* geklagt, es gebe „mittlerweile zu viele Zahnärzte“, und „es wäre besser, ihre Zahl zu begrenzen“. Wie der Präsident der Association des médecins-dentistes die Lage und den Handlungsbedarf einschätzt, ist nicht in Erfahrung zu bringen. Carlo Ahlborn lässt eine Anfrage des *Land* unbeantwortet.

Den Patient/innen das Geld aus der Tasche zu ziehen, wäre mindestens ein Verstoß gegen den *Code de déontologie*, in dem steht: „La médecine ne doit pas être pratiquée comme un commerce.“ Dr. A.* ist Mieter in dem Garer und in dem Kirchberger Zentrum von Sarmalux. Er sagt: „Ich berechne stets die geltenden Tarife.“ Den Zuschlag CP8, der aufgeschrieben werden kann, wenn für eine Behandlung kein Tarif existiert oder spezielle Materialien nötig sind, wende er an. „Aber ich glaube, meine Preise liegen im Luxemburger Durchschnitt.“ Nimmt er eine Behandlung vor, für die ein Tarif per Kostenvoranschlag überschritten werden darf, diskutierte er ihn mit dem Patienten. „Eigentlich mag ich das nicht, es führt weg von der Medizin.“ Doch so sei das nun mal. „Wir leben im Kapitalismus.“ Die Frage nach der Miete gefällt Dr. A. nicht. „Wieso wollen Sie das wissen? Das ist doch egal!“ Nach Hinweis auf den Kapitalismus und dass sein Vermieter gewinnorientiert sein dürfte, sagt er über den Mietpreis, „es geht“. Und fügt an, er sei sich nicht sicher, ob ein Zahnarzt, der Behandlungsraum mit Ausrüstung sowie Assistenz und Sekretariat im Paket mietet, unter mehr Kostendruck steht als ein Kollege, der sich eine eigene Praxis aufbaut. „Der muss vielleicht einen teuren Kredit bedienen und schreibt deshalb viel CP8 auf.“ Letzten Endes, meint A., hänge alles vom Arzt ab. Er selber ziehe das Praktizieren zur Miete einem eigenen *cabinet* vor.

Ein Mietvertrag eines Zahnarztes sah 120 Euro pro Stunde vor

Die Centres médico-dentaires kamen in den letzten fünf bis sechs Jahren auf. Sie trugen zur Explosion der Zahl der Dentist/innen bei, die hierzulande ihren Beruf ausüben dürfen. 810 sind auf der vom Collège médical geführten Liste eingetragen. „Früher waren es um die 500“, sagt Collège-Präsident Pit Buchler. Im November hatte der Collège, das Selbstkontrollorgan für den Arztberuf, eine „évolution malsaine“ in der Zahnmedizin festgestellt, „une croissance démesurée de cabinets dentaires, voire de centres dentaires, gérés par des sociétés commerciales douteuses, se vantant d’offrir des soins à toute heure, profitant des réseaux sociaux pour diffuser une publicité hors limites de la déontologie médicale pour développer une activité dépassant souvent l’utile et le nécessaire“.

Harte Worte. Im Gespräch mit dem *Land* muss Buchler einräumen, „es ist nicht verboten, wenn eine Gesellschaft, die ein Nicht-Dentist führt, Räume und Ausrüstung zur Verfügung stellt und dafür eine Art Mietvertrag abschließt“. Auch die Vermietung pro Stunde sei nicht verboten. Den letzten Vertrag dieser Art, den er gesehen habe, sah 120 Euro pro Stunde vor. Zu sagen, das führe zu Kommerz, sei nicht leicht. In Luxemburg zu arbeiten, sei für Zahnärzt/innen offenbar attraktiv. „Jeden Mittwoch gehen wir die Anträge auf Neuzulassungen durch. Da sind immer an die zehn von Zahnärzten dabei.“ Viele kämen aus Rumänien und Portugal. Die Zulassung zu erhalten, sei zumindest für Ärzt/innen aus der EU nicht schwer. „Man reicht seine Zeugnisse ein, zahlt 55 Euro Taxe, und dann kommt die Zulassung.“

Was erlaubt ist, weil nicht verboten, hat eine breite Grauzone entstehen lassen. Pit Buchler stört, wenn Zahnärzt/innen nur einmal die Woche in einem Zentrum arbeiten. Das lasse sich aber kaum kontrollieren. Etwas unternehmen kann der Collège, wenn Honorarabrechnungen kein Arzt ausstellt, sondern ein Manager. Das sei aber schwer nachzuweisen. Buchler weiß von Zentren, in denen an Patienten mit akuten Schmerzen „die ganze Nacht“ gearbeitet wurde: „ein absolut kommerzieller Ansatz“. So etwas aufzuspüren, sei schwierig. Es gebe Verstöße gegen die Gebührenordnung, zum Teil massive, und bei einer Behandlung mit Kostenvoranschlag werde in den Zentren „systematisch“ nicht abgewartet, dass die CNS dem Kostenvoranschlag zustimmt.

Von „Grauzone“ spricht auch Jean-Claude Schmit, der Direktor des Gesundheitsamts. Dessen Beamte können unangemeldete Kontrollen vornehmen. „Uns interessiert aber nicht, ob ein Arzt Mieter ist.“ Sondern, ob die Hygieneregeln eingehalten werden und alle nötigen Genehmigungen vorliegen. In der Zahnmedizin vor allem die zum Strahlenschutz für Röntgenapparate. „Die Qualität der Behandlungen

interessiert uns auch, für die ist der Arzt verantwortlich.“ Einem Verdacht auf Behandlungsfehler werde nachgegangen, doch die seien „extrem selten“. Pro Jahr gebe es einen oder zwei Fälle, die wirklich problematisch sind. „Genauso, wie unter den klassischen Zahnärzten welche sind, die schlecht arbeiten, gibt es an den großen Zentren sehr gute Ärzte.“ Die Einhaltung der Tarifbestimmungen sei wiederum eine andere Frage. „Sie betrifft in erster Linie die CNS.“

Ginge es nach dem Präsidenten des Collège médical, müsste die CNS „mehr kontrollieren“. Die wiederum erklärt, sie tue das. „Zahnarztabrechnungen werden systematisch überprüft, bei Auffälligkeiten wurde der Service abus et fraude eingeschaltet“, teilt die CNS dem *Land* mit. Wie häufig und umfangreich die Auffälligkeiten sind, erläutert sie nicht.

Die Grauzone, die Luxemburg attraktiv macht, hat einen politischen Aspekt. Die Zahl von Ärzt/innen zu beschränken, ist unmöglich wegen der automatischen und obligatorischen Konventionierung mit der CNS. Sie aufzuheben oder auch nur zu lockern, würde in eine Zwei-Klassen-Medizin führen. Nicht mal CSV und DP mit ihrer erklärten Sympathie für „Privatinitiative“ wollen das. Andererseits bestehen in der Zahnmedizin längst zwei Klassen: Die Gebührenordnung der Dentist/innen ist besonders lückenhaft, die CNS erstattet nur das Nötigste. CNS-Schätzungen nach zahlen die Patient/innen 60 Prozent zu den Zahnbehandlungskosten zu. Sei es über den CP8, den nur Zahnärzt/innen berechnen dürfen, oder für Behandlungen mit Kostenvoranschlag. Ohne Zusatzversicherung ist das schwer auszuhalten.

Die Kassen-Zahnmedizin neu auszurichten, müsste an die besonderen Freiheiten des Berufs rühren. Das ist schwierig. Legendar ist, wie der Präsident der CNS-Vorläuferin Union des caisses de maladie vor 20 Jahren von einem Schweizer Experten eine ganz neue Dentisten-Gebührenordnung schreiben ließ, der Zahnärzteverband aber jede Diskussion darüber ablehnte. Weil das der Tarifaufautonomie unterliegt, verschwand das neue Tarifwerk in einer Schublade. Derweil wird die Zahnmedizin generell „immer kommerzieller“, wie der Präsident des Collège médical beobachtet. Ästhetik spiele eine zunehmende Rolle, für deren Kosten der Patient aus eigener Tasche zahlt, oder vielleicht eine Privatversicherung. Wie auch für biologisch-integrative Zahnmedizin, die in Luxemburg ebenfalls angeboten wird.

Dass vor so einem Hintergrund die Praxen-Vermietung eine interessante Geschäftsidee ist, überrascht nicht. Acht große Zentren gebe es mittlerweile, sagt Pit Buchler. Die Immobiliengesellschaft Sarmalux jedenfalls scheint an den Vermietungen nicht schlecht zu verdienen. 2018 gegründet, hatte sie schon 2020 den ersten Nettogewinn von 39 000 Euro in der Bilanz stehen. 2021, so die letzte veröffentlichte Bilanz, war er auf knapp 155 000 Euro gestiegen. ●

* Name verändert, weil Ärzten deontologisch untersagt ist, für sich zu werben

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Der tote Fisch

Vor einigen Tagen verbreitete die CSV auf Facebook ein Foto ihres Spitzenkandidaten: Luc Frieden blickt in die Kamera und hält mit beiden Händen einen toten Fisch. „What have we here? a man or a fish? dead or alive? A fish: he smells like a fish; a very ancient and fish-like smell“ (Shakespeare, *The Tempest*, II.2). Der Fisch war wahrscheinlich ein Atlantischer Lachs.

Ganze Kerle halten sich für Captain Ahab. Sie lassen sich mit toten Fischen fotografieren. Nach heroischem Kampf haben sie die Kolosse aus dem Wasser gezogen. Sonntagsangler posieren mit gewaltigen Hechten und riesigen Karpfen. Hemingway grinst neben mannsgroßen Kadavern von Roten Thunfischen, Blauen Marlinen und Kurzflössigen Mako-Haien.

Luc Frieden hat den Lachs nicht aus dem Wasser gezogen. Der Geschäftsführer einer Sandweiler Fischhandlung hat ihn aus der Kühlbox gezogen. Der Geschäftsführer hilft dem Spitzenkandidaten, den toten Fisch in die Kamera zu halten. Luc Frieden lacht. Als wollte er sagen: „Hey, seht mal! Ich habe einen toten Fisch!“

Ihm geht es nicht um Hemingways Macho-Gehabe. Dafür ist der Fisch zu klein. Ihm geht es um eine politische Tribüne. Konkurrierende Spitzenkandidaten haben ihre politischen Mandate als Tribünen. Ohne Mandat darf Luc Frieden nicht wählerisch sein.

Er ist der Mann der Verwaltungsräte im Dachgeschoss eines Bürogebäudes. Der Cocktailempfänge im Kellergeschoss der Handelskammer. Damit sind keine Wählerinnenstimmen zu gewinnen. Die Wahlkampforganisatoren der Partei verschreiben ihm Volksnähe. Er besucht ein Fischgeschäft. Das ist ihm schon ziemlich volksnah. Bis dahin kannte er vielleicht den Fischhändler Ordralfabélix aus *Astérix*.

Luc Frieden bietet dem globalen Finanzkapital seine Dienste an. Volksnähe ist für ihn der Mittelstand. Die kleinen Leute als Kleinunternehmer. Die CSV will sie nicht der DP überlassen. Unter dem Foto mit dem toten Fisch steht: „Déi kleng a mëttel #Betrücker sinn d’Häerzstéck vun eiser Ekonomie. Ech wëll den administrativen Opwand fir d’Betrücker ëm 20% reduzéieren.“

Etienne Scheider klagte, dass angehende Politiker jahrelang Grillfeste besuchen müssen. Bevor sie gewählt werden und ihre Talente unter Beweis stellen dürfen.

Wenn dem ehemaligen LSAP-Minister schon Bratwürste eine Zumutung waren – was hielte er von toten Fischen?

Tote Fische sind kalte, glitschige, streng riechende Waren. Die Kollektivverträge von Supermärkten gewähren Fischverkäuferinnen Schutzprämien. Luc Frieden hasst es, sich die Hände schmutzig zu machen. Nicht wie Lady Macbeth. Eher wie der Bürgersohn Hugo: „C’est le reste qui te fait peur. C’est ce qui pue à ton petit nez d’aristocrate“ (Sartre, *Les mains sales*, S. 209). Nicht aus Schuldgefühl hasst Luc Frieden schmutzige Hände. Sondern aus dem Klassendünkel eines Geschäftsanwalts.

Sich die Hände schmutzig zu machen, heißt mit den Händen zu arbeiten

Sich die Hände schmutzig zu machen, heißt, mit den Händen zu arbeiten. CSV und LSAP empfanden die Arbeiterklasse als hinderlich. 2008 wollten sie sie ein für alle Mal beseitigen. Sie schufen im *Statut unique* das Wort „ouvrier“ ab. Amtlich heißen Arbeiter nun: „salariés exerçant une tâche principalement manuelle“.

„Die Scheidung zwischen Kopf- und Handarbeit“, schreibt Alfred Sohn-Rethel, „ist von ähnlich unentbehrlicher Bedeutung für die bürgerliche Klassenherrschaft wie das Privateigentum an den Produktionsmitteln“ (*Geistige und körperliche Arbeit*, Frankfurt/M., 1970, S. 45). Luc Frieden bewirbt sich als Verweser dieser Herrschaft. Dazu muss er sich zuerst von ihr distanzieren. Um das Vertrauen der Wählerschaft zu gewinnen: Er muss sich die Hände schmutzig machen.

Wer sich 2013 zu fein war für das Fegefeuer des Parlaments, muss 2023 durch die Eishölle eines Fischgeschäfts. Um kalte, glitschige, streng riechende Fischkadaver anzufassen, musste Luc Frieden seine innerste Hemmung überwinden. Als wollte er in die Kamera sagen: „Hey, seht mal! Ich bin mir für nichts mehr zu schade.“ ● Romain Hilgert



Als wollte Luc Frieden sagen: Ich habe einen toten Fisch! „Hey, seht mal!“

Bloc des gauches

Bernard Thomas

Libéraux de gauche et libéraux de droite : une cartographie (approximative)

Les quatre prétendants au poste de Premier ministre sont tous juristes. Tous étaient inscrits, pour des périodes plus ou moins longues, au Barreau. Paulette Lenert (LSAP) n'exerça que deux ans le métier d'avocate. Elle ne fit pas de contentieux, mais du « droit maritime et des domiciliations » chez Loesch & Wolter (devenu Linklaters). Au début des années 90, un tel début de carrière au cœur de l'offshore devait sembler une évidence pour une stagiaire spécialisée en droit des affaires. A posteriori, Lenert estime que ce n'était pas « son monde » et qu'elle ne s'y serait pas « vraiment sentie à l'aise ». Elle a rapidement pris le large pour la fonction publique. Sam Tanson (Déi Gréng) a travaillé dans l'étude d'Alain Rukavina ; au début sur des dossiers de liquidations, puis en droit commercial et en droit du travail : « Eigentlech net Finanzplatz-related », dit-elle. A-t-elle également défendu des salariés ou uniquement des employeurs ? « J'ai fait les deux », répond Tanson. Même si l'étude aurait surtout eu des sociétés comme clientes, elle aurait également pu traiter ses propres dossiers, parmi lesquels ceux de salariés. Luc Frieden (CSV) a commencé en 1989 chez Bonn & Schmit, une des premières études en droit des affaires à rentrer « dans le moule anglophone qui deviendra la norme par la suite », comme l'a noté l'historien Benoît Majerus. De retour de Londres, l'ex-ministre est entré chez Elvinger & Hoss, une citadelle de la notabilité locale.

Parmi les quatre *Spëtzekandidaten*, seul Xavier Bettel a fait du pénal (dans l'étude Kronshagen, puis dans celle de sa camarade de parti Claudia Monti). Ses visites fréquentes à Schrassig lui fournissaient le matériel pour interpellier son adversaire préféré, Luc Frieden. Le jeune député posait question parlementaire sur question parlementaire au « superministre » de la Justice et de la Police (qui jusqu'en 2006, cumulait en plus l'armée). « Ech sinn him fuerchtbar op d'Nerve gaangen », se rappela-t-il le mois dernier sur *wort.lu*. Entre 2004 et 2013, Bettel l'opposant interpellait Frieden à des dizaines de reprises : sur l'incarcération de mineurs, sur les cas de tuberculose, sur le trafic de drogue, sur les détenus obligés de dormir par terre, sur les coupures d'eau en pleine canicule, sur l'incendie qui coûta la vie à un réfugié. Ses contacts au quotidien avec les détenus et les gardiens donnèrent une coloration humaine et émotionnelle à ces questions, contrastant avec les réponses technocratiques du ministre. En juin 2003, Bettel se retrouva ainsi coincé pendant trois quarts d'heure à Schrassig, pris au piège par un dysfonctionnement des portes. Interpellé, Frieden répond froidement qu'il ne pouvait être tenu responsable pour chaque « interrupteur défectueux et vis cassée ». Tout en fustigeant Frieden pour son approche répressive, Bettel plaïda (et le DP plaïda toujours) pour l'introduction de la comparaison immédiate, cette justice rapide qui, en France, a transformé les pauvres en chair à prison. Le bettelisme reste empreint de polférisme.

Xavier Bettel est également capable de parler dans le registre sarkozyste ou macronien : « Il faut arrêter de faire passer l'idée aux gens que même s'ils ne font rien, ils seront aidés », expliqua-t-il en juin 2009 au *Quotidien*. Au dernier pot du nouvel An du DP, il ressortit l'image du « trampoline » qu'il faudrait offrir aux pauvres, plutôt qu'« eng Couche fir drop ze pen-nen ». En 2013, le DP « exigea » dans son programme électoral « une politique salariale modérée pour les années à venir » et proposait de « supprimer au moins une tranche indiciaire ». Dix ans plus tard, de telles positions patronales ont disparu du discours du DP. Ayant l'ambition de devenir le nouveau CSV, le parti a aligné son discours sur les préoccupations des « breet Mëttschichten ». Il sait se montrer flexible, le clientélisme lui tient lieu d'idéologie. Cette capacité d'adaptation constitue un grand avantage. Le parti attrape-tout s'intéresse peu aux débats intellectuels, ses congrès sont des shows auxquels les délégués assistent en spectateurs muets.

Dans ce parti dominé par les chefs plutôt que par les programmes, Xavier Bettel, Claude Meisch et Corinne Cahen ont régné en maîtres entre 2013 et 2022 (tout comme le trio Thorn-Mart-Flesch entre 1974 et 1979). La nouvelle génération, alors qu'adra, s'était imposée face à la vieille garde proche du CSV. En 2013, ce revirement stratégique n'allait pas de soi. Dans *Hinter den Kulissen eines Machtwechsels* (2015), Christoph Bumb rappelle que le premier vote pour entamer des *Sondéierungsgesprächen* avec les Verts et le LSAP s'était avéré serré chez le DP : 24 voix pour, quinze contre. Mais à peine trois jours plus tard, leurodéputé Charles Goerens, qui lorgnait

Le DP sait se montrer flexible, le clientélisme lui tient lieu d'idéologie. Cette capacité d'adaptation constitue un avantage compétitif. Surtout pour un parti qui ambitionne de devenir le nouveau CSV

en direction du ministère des Affaires étrangères, se trouva complètement isolé avec sa position pro-CSV.

Le triumvirat de 2013 appartient désormais au passé. L'influence de Meisch s'est érodée (il a perdu 6 797 voix entre le dernier et l'avant-dernier scrutin). Quant à Cahen, elle s'est mise elle-même hors-jeu, abandonnant d'abord la présidence du parti, pour ensuite se faire broyer par le Stater DP. Or, la seule devise qui a cours chez Bettel, c'est la popularité. Au sein du parti, le centre de gravité s'est déplacé. Le nouveau noyau dur autour du Premier est aujourd'hui constitué par les trentenaires Lex Delles et Carole Hartmann, dont les profils politiques restent très flous. (Avec, dans le rôle du *enforcer*, le discret mais efficace soldat Marc Hansen : « Hie seet net, wat en ëmmer mécht ; mee wann d'Resultat bis do ass, da rífft e mir un », disait de lui Bettel.) La génération de libéraux qui s'était construite contre le CSV de Juncker et de Frieden se retrouve donc marginalisée. Alors que Meisch s'est fait les dents durant les affaires Srel et Livange-Wickrange, Bettel s'essaya, lui, dans l'affaire Bommeleer. Mais lors du vote de défiance en juin 2013, son discours contre Frieden s'avéra bâ-

clé ; ce sera le réquisitoire rigoureux de Félix Braz qui restera en mémoire. (La commission d'enquête sur le Srel, Bettel préféra la quitter sur la pointe des pieds, s'y faisant remplacer par Lydie Polfer.)

Quelques années avant les tumultes de 2013, deux éminences grises du DP avaient commencé à préparer la reconfiguration politique à venir. Le promoteur immobilier Lucien Emringer (Rives de Clausen) et l'homme d'affaires Norbert Becker (Arthur Andersen, EY, Atoz) organisaient des diners, aussi informels que confidentiels, entre les dirigeants du DP et de Déi Gréng, afin de sonder d'éventuels points d'accord. Lors de ces repas de la « Pizza-Connection », révélés par Romain Meyer dans *François Bausch – Der Ungeduldige* (2018), Claude Meisch et Paul Helminger rêvaient même à voix haute d'une fusion bleue-verte : « Das Gedankenspiel zieht in die Richtung, die beiden Parteien aufzulösen und zusammen einen Neustart zu wagen. Die grüne Seite geht nicht auf dieses Szenario ein », écrit Meyer.

En 1974 et 1979, Lucien Emringer et Norbert Becker avaient déjà dirigé le groupe « Zack », en charge de la campagne électorale du DP. Ils focalisèrent entièrement la communication sur la personne de Gaston Thorn, faisant passer au second plan le programme. Emringer revendiquera plus tard une « campagne électorale très américanisée ». (Il s'était rendu à deux reprises aux États-Unis pour s'y inspirer des méthodes des démocrates et des républicains.) Avec son allure moderne et dynamique, le jeune avocat Thorn dépoussiérait l'image du DP, perçu jusque-là comme lobby étriqué du « Mëttsland », c'est-à-dire des petits artisans et commerçants aux penchants « patriotiques ». Thorn positionnera explicitement le DP à gauche. En mai 1971, il tenait son grand discours programmatique : « Die Rechte ist das Establishment, die Linke ist die Kontestation, die Revolution. Wenn dies die Definition der Rechten und Linken ist, so soll auf diesem Kongress klar gesagt werden, dass wir eine Linkspartei sind. » Le

qualificatif « gauche » est aujourd'hui proscrit du vocabulaire libéral. Il y a cinquante ans, il correspondait au Zeitgeist soixante-huitard. L'update du logiciel discursif permettra au DP d'atteindre les nouvelles classes moyennes salariées : les employés du tertiaire et autres cadres dynamiques. En juin 1974, Gaston Thorn est assermenté comme chef de gouvernement. Il est le premier Premier libéral depuis Victor Thorn, son lointain aïeul, en 1917. Les libéraux de droite n'avaient guère été enthousiasmés par le nouveau discours gauchisant ; ils s'inclinaient de mauvaise grâce. Le Premier devra peser de tout son poids pour leur faire avaler les projets de loi progressistes du socialiste Robert Krieps, comme l'abolition de la peine de mort.

Le 10 juin 1979, le Luxembourg est saisi par « une vague rétro », constata le *Land*, encore sous le choc. Les socialistes perdent trois sièges, alors que les libéraux en gagnent un. Pour la première fois, le DP dépasse le LSAP en nombre de mandats. « Da im Verlauf der Wahlkampagne der Eindruck aufkam, die DP sei besonders gefährdet, haben viele sozialistische Wähler mit großer Wahrscheinlichkeit diesmal nicht den Kreis geschwärzt, sondern zwischen der LSAP-Liste und der DP panaschiert », nota Mario Hirsch dans le *Land*. « Mir hu Reklammi fir den Thorn gemaach », relatera Robert Goebbels dans *Méi Sozialismus* de Renée Wagener (2013). L'épisode reste gravé dans la mémoire socialiste comme un *cautionary tale*.

Le CSV rafla six sièges supplémentaires. Ses bonzes savourèrent la Reconquista au Grand Hôtel Cravat. Mis en camisole, le JFK luxembourgeois « Gaston E. Thorn » doit entamer des négociations de coalition avec le patriarche Werner. « J'avais le sentiment que Gaston Thorn boudait », racontera Henri Grethen dans l'hagiographie qu'a dédiée Henri Roemer à l'ancien Premier en 2013. « Les négociations se tenaient au septième étage du Forum Royal. Il se retirait souvent dans son bureau du douzième étage. [...] En

cas de besoin il me revenait de faire la navette entre le septième et le douzième étage et de subir parfois sa mauvaise humeur. » Face au *Républicain Lorrain*, Gaston Thorn parla rétrospectivement d'un « mariage forcé » : « Tout le monde sait que personnellement je n'avais aucune envie d'y entrer ». Nommé ministre des Affaires étrangères, il prend la première sortie pour Bruxelles.

En 2023, le CSV s'affiche prêt à tous les compromis pour revenir au pouvoir. Le poste de Premier ministre ne serait pas « une précondition » a annoncé d'emblée son *Spëtzekandidat* Luc Frieden. Pour les députés-maires frustrés du CSV, un tel sacrifice est une des seules manières de garder ouvert le jeu politique, même si une coalition à deux paraît arithmétiquement improbable. La soirée du 8 octobre pourrait livrer une intéressante étude de cas en théorie des jeux. Frieden pourrait ainsi offrir le ministère d'État à Lenert et à Bettel, plongeant ceux-ci dans le dilemme du prisonnier. Trahir avant d'être trahi ; un des mécanismes par lesquels la majorité actuelle pourrait sauter. (Dans un tel scénario, ce serait Frieden qui devrait se consoler avec le ministère des Affaires étrangères, en attendant un poste de commissaire à Bruxelles.) Les deux derniers dimanches électoraux ont traumatisé le CSV. Le 20 octobre 2013, Juncker attendait en vain que son *junior partner* le rappelle. Le 14 octobre 2018, les pontes du parti décidèrent majoritairement de ne pas proposer le poste de Premier ministre à Bettel, avant de changer d'avis et de lui faire une offre qui restera sans réponse.

Aujourd'hui, les trois coalitionnaires cachent à peine qu'une deuxième reconduction reste leur option préférée. Au dernier congrès du DP, Bettel a ainsi réactivé le vieux Kulturkampf, caricaturant le CSV comme force de la réaction cléricale. Puis d'enchaîner : « Ech sinn och fro dass... [longue pause]... ech muss gutt oppasse, wéi ech dat lo formuléieren... Ech sinn houfreg an enger Partei grouss ginn ze sinn, wou een akzeptéiert gëtt, wéi een ass. » Dans *Hinter den Kulissen eines Machtwechsels*, Bumb évoque, sans s'y attarder, les « offene homophobe Anfeindungen » dont Xavier Bettel aurait fait l'objet de la part de « einzelne CSV-Politiker ». Ces remarques, écrit-il, auraient marqué durablement les libéraux.

La majorité actuelle constitue-t-elle un système de vases communicants, alimenté par un même pool d'électeurs ? En 2023, les voix des Verts migreront-elles vers le DP et le LSAP, comme ceux du DP et du LSAP avaient migré vers les Verts en 2018 ? Xavier Bettel, Paulette Lenert et Sam Tanson sont tous issus du même milieu social. Tous les trois se présentent comme gentiment « sociaux-libéraux » : écologistes sans être contraignants, sociaux mais très éloignés du milieu syndical. La nomination de Luc Frieden a boosté la cohésion de groupe. La coalition actuelle se donne des airs de réédition du Bloc des gauches. Dans son pavé *Aus Liebe zur Freiheit – 150 Jahre Liberalismus in Luxemburg* (1995), le journaliste Rob Roemen qualifiait de « cartel » cette alliance entre notables socialistes et libéraux du début du siècle dernier. Et de citer la *Luxemburger Zeitung* qui, dès 1905, notait que « die Notwendigkeit, einen gemeinsamen Feind abzuwehren, hat sie mit den Ellenbogen zusammengebracht ». Cimenté par l'anticléricisme, le Bloc des gauches s'effondra au bout d'une dizaine d'années. Ce fut le début de l'hégémonie catholique. Elle durera presque un siècle.

L'histoire du libéralisme luxembourgeois était longtemps celle de deux sensibilités très distinctes. Dans l'entre-deux-guerres, les libéraux de droite et les libéraux gauche se querellaient et se scindaient. « Der linke Flügel hätte am liebsten den in den Wirren des Ersten Weltkrieges zusammengebrochenen Block mit den Sozialisten wieder aufleben lassen, die Rechtsliberalen bevorzugten eine rein kapitalistisch angelegte Annäherung an die Rechtspartei », résume Roemen. Cette tension, quoique moins exacerbée, traverse toujours le corps électoral du DP. Pour une large part du patronat, une coalition *business friendly* avec le CSV – et a fortiori avec le CSV de Luc Frieden – reste l'option préférée. En 1934, ce fut la droite qui l'emporta sur la gauche. La tradition radicale-libérale, celle des luttes scolaires et du mouvement républicain, se trouva marginalisée. Le journal et le parti libéraux furent placés sous la tutelle de l'Arbed. En avril 1937, les députés libéraux votèrent en faveur de la « loi pour la défense de l'ordre » (mieux connue comme « Maulkorbgesetz »), c'est-à-dire la loi plus illibérale de l'histoire parlementaire. Aux yeux de Rob Roemen, ce fut le « péché mortel » et « l'erreur du siècle » du libéralisme luxembourgeois. ●



Au dernier congrès du DP

Die Blütezeit der deutschen Rechten

Tom Haas, München

Die AfD erlebt einen Höhenflug. Die Hilflosigkeit der anderen Parteien begünstigt ihn. Denn sie beziehen ihre Legitimität in erster Linie aus der Abgrenzung von der AfD

Wären am Sonntag Bundestagswahlen, würde gut ein Fünftel der wahlberechtigten Deutschen eine rechtsextreme Partei wählen. Zumindest laut der „Sonntagsfrage“ des Meinungsforschungsinstituts Insa. Die Meinungsforscher verorten die AfD derzeit bei 21 Prozent Stimmenpotenzial. In den ostdeutschen Bundesländern hat sie sich bei rund 30 Prozent eingependelt und wäre damit in Thüringen, Sachsen, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern stärkste Kraft. Im thüringischen Landkreis Sonneberg stellen die Rechten seit Anfang Juli ihren bundesweit ersten Landrat. Aber auch in Baden-Württemberg, im Saarland und in Hessen spielt die AfD ganz vorne mit, und bei den Umfragen zu den Europawahlen 2024 liegt sie an zweiter Stelle knapp hinter der CDU. Kurz: Die Rechten sind angekommen – und zu behaupten, die etablierten Parteien täten sich schwer im Umgang mit ihnen, wäre bemerkenswert untertrieben.

SPD-Chefin Saskia Esken brachte beispielsweise ein AfD-Verbot ins Gespräch. Zur gleichen Zeit versucht ihre Parteikollegin, die Innenministerin Nancy Faeser, ihr Profil zu schärfen, indem sie in einem Diskussionspapier anregt, mutmaßlich kriminelle „Clanmitglieder“ auszuweisen, noch bevor sie verurteilt wurden. Käme der Vorschlag aus der AfD, wäre das Geschrei zu Recht riesig. Doch gegenüber der SPD ist man angesichts dieser Unbeholfenheit fast geneigt, Mitleid zu empfinden, so offensichtlich ist die Strategie: Mit der einen Hand wird die AfD delegitimiert, die andere Hand bietet man ihren Wählern an, indem man die Positionen der Rechten zumindest ein bisschen übernimmt. Wenig überraschend gelingt das nicht – stattdessen sorgt diese scheinbare Orientierungslosigkeit für Unmut bei der eigenen Wählerbasis.

Die CDU macht es nicht besser: Ihr Vorsitzender Friedrich Merz hatte bei der Sommerklausur in Vorbereitung auf die bayerische Landtagswahl gesagt, die Unionsparteien müssten zu einer „Alternative für Deutschland mit Substanz“ werden. Wenig später schloss er im ZDF-Sommerinterview eine Zusammenarbeit mit der AfD auf kommunaler Ebene nicht aus. Das provozierte ungewohnt heftigen Widerspruch aus den Rängen der eigenen Partei, etwa von Berlins Regierendem Bürgermeister Kai Wegner. Deutsche Leitmedien griffen den Vorstoß allerdings dankbar auf: In der letzten Ausgabe der *Zeit* durften zwei Kommunalpolitiker der CDU über das Für und Wider dieser Zusammenarbeit streiten, die de facto bereits stattfindet. Klar wird damit: Die oft beschworene „Brandmauer nach rechts“, die die Union so gerne wäre, hat Türen. Und verschlossen sind sie nicht.

Bruchlinien

Es ist diese Hilflosigkeit, die den Aufstieg der AfD begünstigt. Denn der politische Pulk, der sich als „demokratische Parteien“ versteht, bezieht seine Legitimität in erster Linie aus der Abgrenzung von der AfD. Das ist keinesfalls ein Spezifikum der deutschen Parteienlandschaft – Slavoj Žižek hat diesen Mechanismus bereits vor 23 Jahren im Umgang der österreichischen Politik mit Jörg Haider herausgestellt. Seine These: „Bezeichnen-derweise ist die einzige politische Kraft von Gewicht, die noch eine antagonistische Antwort des Wir (Us) gegen Sie (Them) hervorruft, die neue populistische Rechte.“ Damit verläuft die Bruchlinie der Legitimität zwischen der AfD und dem Rest der Parteien, wodurch die AfD tatsächlich als „Alternative“ erscheint. Ihre Feinde sind „die da oben“, die angeblich oder tatsächlich von der Misere der „einfachen Leute“ profitieren. Und jedes Ereignis, das als Bedrohung des Lebensstils dieser „einfachen Leute“ aufgefasst werden kann, wird von der AfD instrumentalisiert – von der Migration über die Inflation bis hin zum Heizungsgesetz.

Beim AfD-Treffen
vergangenen
Sonntag in
Magdeburg:
Maximilian Krah,
Spitzenkandidat zu
den Europawahlen
(links), mit den
Ko-Parteichefs
Tino Chrupalla und
Alice Weidel

*Zwischen SPD und CDU
muss die Bruchlinie
zwischen Links und
Rechts verlaufen, wenn
die Auseinandersetzung
über gesellschaftliche
Gestaltungsvorstellungen
im demokratischen Raum
verbleiben soll*

Eskens Vorstoß für ein Parteiverbot wäre deshalb der komplette Wahnsinn: 20 Prozent einer Bevölkerung ihre politische Haltung zu verbieten, würde den Rechtsextremismus in den Untergrund treiben, wo die Bewegung sich der Beobachtung entziehen, weiter radikalisierten und möglicherweise sogar bewaffnen würde. Gleichzeitig kann die SPD nicht den Weg von Innenministerin Faeser einschlagen und die Forderungen der Rechten integrieren. Sie muss sich abgrenzen, als Alternative zur AfD, aber auch zur CDU.

Denn zwischen der SPD und der CDU muss die Bruchlinie zwischen Links und Rechts verlaufen, wenn die Auseinandersetzung über gesellschaftliche Gestaltungsvorstellungen im demokratischen Raum verbleiben soll. Als Friedrich Merz nach dem Wahlsieg der AfD in Sonneberg deshalb die Grünen als Hauptgegner ausmachte, lag er gar nicht so falsch, wie ihm das reihenweise vorgeworfen wurde: Wenn die CDU wirklich die Wählerschaft rechts der Mitte wieder an sich binden will, muss sie eine konservative demokratische Kraft ausformen, welche die AfD in die

Bedeutungslosigkeit verdrängt. Dabei wird die Union auch unappetitive Positionen auffahren müssen – aber bei allem Verständnis für die Abneigung war Franz-Josef Strauß immer noch besser als Björn Höcke.

Demokratische Wiederaufforstung

Doch Rhetorik ist nicht alles und Wahlumfragen sind letztlich nur politische Wetterberichte: Sie beschreiben den Moment, nicht aber die ihm zugrundeliegenden Ursachen. Nimmt man gerade im Osten Deutschlands jene Orte unter die Lupe, die als AfD-Hochburgen gelten dürfen, dann lassen sich grob drei Gemeinsamkeiten feststellen: Ein niedriges Medianeinkommen der örtlichen Bevölkerung, selbst bei geringer Arbeitslosenquote; ein niedriger Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund und ein eklatanter Mangel an Angeboten der Jugend- und Sozialarbeit, die meist Sparmaßnahmen auf Länderebene zum

Opfer gefallen sind – oft unter CDU-geführten Regierungen, die hinter jedem freien Jugendzentrum eine Schläferzelle der radikalen Linken vermuteten. Das Vakuum füllen Nazis, die „ehrenamtlich“ Strukturen aufbauen, in denen junge Menschen sich radikalisierten können, befeuert von der Verbitterung ihrer Eltern, die angesichts ihrer wirtschaftlichen Perspektiven durchaus nachvollziehbar ist.

Maßnahmen gegen den „politischen Klimawandel“ in Deutschland teilen sich einige Eigenschaften mit den Maßnahmen, die gegen den realen Klimawandel notwendig wären: Sie werden Geld kosten, sie werden unpopulär sein und auf Widerstand stoßen, und sie werden Zeit brauchen, um ihre Wirkung zu entfalten. Und es gibt vermutlich auch keine Blaupause, die für jeden Ort einfach zu kopieren und anzuwenden wäre. Wirtschaftlichen Aufschwung in abgehängte Regionen zu bringen, braucht einen komplexen

staatlichen Dirigismus, der durch die föderale Struktur der Bundesrepublik noch verkompliziert wird. Eine stärkere Heterogenität der Bevölkerung wird ebenfalls nicht leicht umzusetzen sein, denn wie überzeugt man Leute, in Regionen zu ziehen, in denen ihnen Feindschaft entgegenschlagen wird? Und auch die Jugendarbeit müsste neue Wurzeln in versandetem Boden schlagen.

Aber wenn Deutschland seiner erstarkenden Rechten wirksam entgegentreten will, dann findet es in Europa viele Beispiele, wie man es *nicht* tut. Von der FPÖ in Österreich, dem Rassemblement National in Frankreich, der Ukip in England und den Fratelli d'Italia in Italien – die Liste postfaschistischer Erfolge ist lang, und sie wächst. Wenn Deutschland sein „Nie wieder“ ernst meint, muss es einen anderen Weg finden als diese Länder, um die Rechten zu bekämpfen. Mit einem Verbot und rhetorischen Floskeln ist es auf jeden Fall nicht getan. ●



Découvrez chaque vendredi ce qui fait bouger le pays.

Sur papier et en digital.

Gratuitement pendant un mois. Faites le test.

zbelgacem@land.lu
(+352) 48 57 57 · 1





À Berdorf, l'hôtel Scharff n'est plus que l'ombre de lui-même



À Echternach, le Grand Hôtel héberge des réfugiés ukrainiens

Du dentiste belge au randonneur néerlandais

France Clarinval

La région du Mullerthal connaît une évolution paradoxale du tourisme : plus de monde mais moins de nuits d'hôtel

Devant l'hôtel Trail-Inn à Berdorf, un jeune homme installe deux vélos sur le toit de sa voiture ; un couple âgé regarde les tarifs du restaurant ; un petit groupe arrive chargé de sacs à dos ; une mère s'affaire à distribuer glaces et frites à ses enfants... En cet après-midi du mois d'août où le soleil joue à cache-cache, l'activité bat son plein. Présenté comme « le centre du Mullerthal » dans les brochures touristiques et les publicités hôtelières, le village de 1 500 habitants bénéficie de l'engouement des visiteurs pour un tourisme proche de la nature. L'année 2022 a établi un nouveau record de fréquentation du parcours Mullerthal Trail. Plus de 200 000 randonneurs ont été enregistrés, soit une augmentation de 26 pour cent par rapport à l'année précédente. L'ancien Hôtel Dostert a connu une transformation radicale pour devenir ce « Natur & Sporthotel ». C'est un bon exemple d'un adaptation à l'évolution de la clientèle. L'équipement est simple et sans fioritures. La cuisine est ouverte toute la journée. Des cartes et tours guidés sont proposés et les vélos sont en sécurité.

De l'autre côté de la rue, l'ambiance est différente. Le lierre sur la façade de l'hôtel Kinnen est encore vif, mais l'accès à la terrasse est fermé et le restaurant ne sert plus que les demi-pensionnaires. L'établissement ouvert en 1852 est toujours géré par la famille dont il porte le nom et fait le plein de ses 25 chambres pendant la saison. Le cadre est désuet, mais le charme opère sur une clientèle fidèle. À côté en revanche, l'enseigne de l'hôtel Scharff n'est plus que l'ombre d'elle-même. La moitié des lettres manquent. Un regard à travers les fenêtres offre un triste spectacle. Radiateurs empilés, anciens sanitaires démontés, gravas, carrelages cassés, lustre bringuebalant ne laissent pas de doute : L'établissement est à l'abandon. Fondé en 1897 et aux mains de la même famille depuis lors, il a fermé en 2018. D'importants travaux d'embellissement avaient été réalisés dans les années 1980, dont cette façade bleue, sorte de *landmark* du village. Mais pour rester au goût du jour et retrouver une clientèle plus jeune, il aurait fallu consentir à des investissements trop importants. « Les enfants ne sont pas arrivés à se mettre d'accord sur la reprise, et le bâtiment a été vendu », nous apprend l'administration communale voisine. Un promoteur prévoit de transformer l'endroit en résidence d'appartements. L'architecte Nico Engel (SPlus) y travaille et le Plan d'aménagement particulier (PAP) est en cours d'élaboration.

De part et d'autre de la rue qui traverse Berdorf, on peut ainsi assister à ce paradoxe à l'œuvre dans la région du Mullerthal : des hôtels qui se meurent alors que le tourisme se réinvente. Les chiffres récemment publiés par le Statec montrent qu'en nombre d'arrivées et de nuitées, la région a retrouvé et même dépassé les niveaux de 2019. Mais la petite Suisse est aussi la seule région du pays où le mode d'hébergement privilégié n'est pas l'hôtel (ainsi que pension et auberge, toujours comptés dans les mêmes statistiques). Ici, le camping représente sept arrivées sur dix (soit 97 000 personnes dans les 21 campings de la région). Les chiffres sont très parlants pour se figurer le déclin de l'hôtellerie dans le canton d'Echternach. De 192 000 nuitées dans les hôtels en 1980, on est descendu à 33 000 en 2022, soit près de six fois moins ! Parallèlement, après une baisse autour de 2000, les nuitées dans les campings ont plutôt augmenté,

En 1995, le Mullerthal comptait, 78 hôtels. Il n'en reste plus que 26 aujourd'hui

passant de 437 000 en 1980 à 526 000 l'année dernière. Ces chiffres de fréquentation se répercutent évidemment sur les établissements. Alors qu'il y avait encore 78 hôtels avec 1 467 chambres dans la région en 1995, il en restait 35 en 2015 et seulement 26 pour 437 chambres aujourd'hui. Certes, à part la capitale, toutes les régions ont vu le nombre d'établissements hôteliers baisser, mais aucune dans de telles proportions.

Les explications sont multiples et tiennent à la fois aux hôteliers et exploitants qu'aux touristes. L'étude « Développement à moyen terme de l'offre de nuitées dans le Mullerthal », commandée en 2018 par l'ORT Mullerthal (Office régional du tourisme) s'est basée sur plus de 90 interviews avec des hôteliers, des propriétaires de camping, des gérants d'appartements de vacances, l'association des auberges de jeunesse ainsi que les communes. Lors de sa présentation en juillet 2019, le tableau dressé était inquiétant : Si rien n'était fait, la moitié des hôtels pourraient fermer leurs portes dans les quinze prochaines années. « Beaucoup d'entreprises se caractérisent par des retards d'investissement, de conformité et de modernisation, une faible rentabilité, ainsi que par une pénurie de main-d'œuvre et de compétence », détaille ce rapport. La question la plus aigüe est celle de la succession : « Un grand nombre de propriétaires d'hôtels sont retraités ou proches de l'âge de la retraite. La transmission de leur établissement à un membre de la famille ou à un investisseur est donc cruciale. » Compte tenu des faibles taux de rentabilité, de la nécessité d'investir pour agrandir, embellir ou moderniser les infrastructures (90 pour cent de l'immobilier hôtelier a été construit avant 1950), les enfants ne souhaitent pas forcément se lancer dans l'affaire. Quand il n'y a pas de successeur, les propriétaires dont l'hôtel se trouve dans une zone résidentielle sont forcément tenter de vendre leur bien pour en faire des logements. C'est ce que l'on voit à la petite et coquette Hostellerie de la Basilique, directement sur la place du Marché d'Echternach qui a fermé en 2019. Les quatorze chambres vont être transformées en « immeuble mixte avec deux commerces et onze logements » lit-on sur l'autorisation de travaux apposée sur la vitre et datant de décembre 2020. Pour l'heure,

les plastiques qui ont remplacé les fenêtres flottent au vent ce qui donne un air de désolation à cette bâtisse historique.

La vente est beaucoup plus difficile dans les zones réservées à l'activité hôtelière où un reclassement dans le plan général d'aménagement (PAG) est nécessaire pour transformer l'hôtel à d'autres fins. « La demande de logement *longstay*, pour les travailleurs qui viennent au Luxembourg pour des missions de quelques mois est croissante. Les communes devraient faire preuve de plus de souplesse pour adapter les PAG », soutient Paul Visser, l'auteur de l'étude, dans une interview au *Wort* (25.09.2019). Cet argument a été entendu à Echternach. Sur la route de Diekirch, l'enseigne du Grand Hôtel est recouverte d'un film plastique noir. Le vaste complexe avec piscine et espace wellness date de 1935 et avait su maintenir un standing élégant. Mais le couple Jean et Carla Conzemius, qui a dirigé l'hôtel pendant 27 ans, a fermé l'établissement en 2019, face à l'absence de succession, voyant la fréquentation baisser et les investissements s'alourdir. Ils avaient bien eu l'idée de transformer la moitié de l'hôtel en appartements avec une offre de services pour les personnes âgées. Cela aurait généré des revenus permettant de maintenir l'hôtel à flot. Mais le classement en zone hôtelière n'autorise pas de logement longue durée. Le nouveau PAG, voté en novembre 2022 a créé une « zone spéciale » où logements, bureaux, commerces, restaurants, activités de sports et loisirs, des activités sociales, médicales et paramédicales sont possibles. Aussi le bâtiment a été acheté par le promoteur Sive Real Estate (Jean Faltz et Laurent Barnich). En attendant l'élaboration du PAP, les propriétaires ont mis le bâtiment à disposition de l'Office national de l'accueil qui y héberge une centaine de réfugiés ukrainiens.

Les propriétaires d'hôtels ont changé, les touristes aussi. « Les séjours sont plus courts, plus orientés vers la nature, avec une clientèle plus jeune qui voyage beaucoup. Les touristes recherchent des expériences et de l'authentique », résume Christophe Origer, président de l'ORT et conseiller communal (déi Gréng) à la ville d'Echternach. Autrefois, les familles venaient passer des semaines entières, exigeaient un restaurant gastronomique, une piscine ou un court de tennis. Aujourd'hui des jeunes couples ou des groupes d'amis viennent faire des randonnées ou des tours à vélo. Ils cherchent simplement un endroit où dormir et prendre le petit-déjeuner. En caricaturant, on pourrait dire que les dentistes belges et les bouchers allemands qui venaient dépenser leurs coupons ont été remplacés par des profs néerlandais qui font du VTT quelle que soit la météo. Christophe Origer met en avant les efforts de l'ONT pour renforcer l'attractivité de la région : entretien et balisage des sentiers, installation de toilettes publiques, création de plaines de jeux. Il estime que l'État et peut-être les communes doivent mieux soutenir les hôtels dans leurs efforts de rénovation. « Atteindre des standards de 2023 quand les derniers travaux datent de 1995, ça coûte très cher. Les hôtels jettent l'éponge s'ils sont délaissés. » Depuis 2017, le ministère du Tourisme a accordé moins de 700 000 euros au titre d'aides à l'investissement pour des structures de tourisme du canton d'Echternach. On notera cependant que ces montants vont croissant, correspondant à plus de demandes.

Avec de nouvelles générations, naissent de nouvelles ambitions. À Steinheim, au bord de la Sûre, l'hôtel Gruber date de 1921. Nicolas Gruber a 28 ans et représente la quatrième génération à la tête de l'établissement. Après son bac, il n'avait pas l'intention de garder l'établissement et a suivi des études dans le domaine social. « Mais finalement, en revenant à l'hôtel après les études à l'étranger, je me suis dit que c'était une belle histoire et que ce serait dommage de laisser tomber », relate-t-il. Il se forme à Bruxelles et Paris et rejoint l'hôtel en 2019. « Nous avons la même clientèle depuis dix ou vingt ans qui aime l'atmosphère familiale et chaleureuse », apprécie-t-il. Son père se concentre sur la cuisine, sa mère sur la réception et l'accueil des clients. Nicolas veut développer son projet pour « moderniser, innover et rénover ». Il pense à agrandir le restaurant pour pouvoir y accueillir des banquets et des groupes. Les plans sont prêts mais c'est sans compter les terribles inondations de l'été 2021. Une grande partie de l'infrastructure technique, chauffage, électricité, téléphone, stock, a été endommagée. « Pour éviter que cela se reproduise, nous avons transformé et rehaussé le garage pour y installer tout le *back-office*. La technique est ainsi en sécurité. » La famille a profité des travaux pour moderniser le hall d'entrée, la réception et le restaurant, mais les rêves des Nicolas ont pris « au moins cinq ans de retard ». Sa maman avoue « si notre fils n'avait pas la volonté de reprendre, on aurait laissé tomber. »

À côté des successions réussies, de nouvelles offres voient le jour. À quelques kilomètres de Rosport, dans le minuscule village de Girs-terklous, la Hazelnut House n'a aucun mal à trouver preneur de ses dix chambres. « Nous avions déjà une maison dans le coin où j'organais des cours de cuisine », rembobine Theresa Baumgärtner, auteure de livres de cuisine. Quand ses clients lui demandaient où séjourner dans les environs, elle était bien en peine. « Il y a bien des hôtels, mais rien que je trouvais à mon goût. » Avec son mari, elle a fait l'acquisition d'une vieille ferme en ruines datant de 1850 et a passé plus d'une année à la rénover pour transformer ces vieux murs en un havre de quiétude, tourné vers la nature. « Nous sommes au bord du Mullerthal Trail, l'endroit est un point de chute idéal pour vivre quelques jours en dehors du monde », ajoute-t-elle. Pas de télévision, pas de tableaux au mur (« la nature change tous les jours, on n'a pas besoin de plus »), une longue table d'hôte où prendre les petits déjeuners faits maison : On est loin des mastodontes de 150 chambres à la déco tape à l'œil. Non loin de là, à Hinkel, Luc et Isabel Schiltes ont ouvert le Kulturhaff Müller-moler. Depuis quelques années, leur projet a pris forme avec une épicerie, un café, une galerie et quelques chambres d'hôte. Avec des cours de méditation ou des ateliers de yoga, ils adaptent l'offre à leur clientèle plutôt jeune et à la recherche de calme. La Villa des Dames à Larochette, La Maison à Echternach, le White Pearl à Christnach ou le Berdorfer Eck à Berdorf... Autant de petites structures récentes adaptées à cette nouvelle demande.

L'hôtellerie dans le Müllerthal n'est pas irrémédiablement condamnée au déclin, comme le laissent peut-être supposer les statistiques et la fermeture très médiatisée de certains établissements. Mais l'adaptation et la modernisation sont incontournables. ●

Les sanctions en question

Georges Canto

Ses principaux effets ne se feront sentir qu’à moyen terme, c’est-à-dire d’ici trois à cinq ans

Le premier jour de l’été, le 21 juin, les 27 membres de l’UE se sont entendus non sans difficultés sur un onzième paquet de sanctions contre la Russie. Un aveu implicite de l’inefficacité des dix premiers trains de mesures, édictées en à peine un an.

L’imposition de sanctions économiques à un État dans l’espoir de le voir infléchir sa politique fait débat depuis au moins le Blocus continental décrété par Napoléon contre l’Angleterre, il y a plus de deux siècles. Elles sont généralement considérées comme peu efficaces, surtout quand elles touchent un pays très vaste et peu dépendant de l’extérieur. La Russie était déjà visée par des sanctions depuis 2014 et son annexion de la Crimée, sans grands effets pendant huit ans, jusqu’à son agression contre l’Ukraine.

En février 2022, les Occidentaux pensaient « mettre à genoux » financièrement la Russie en tarissant ses sources de devises issues des exportations de pétrole, de gaz et de matières premières. Il s’agissait aussi de faire chuter la demande intérieure des ménages et des entreprises en bloquant les importations et en incitant les entreprises occidentales à se retirer du pays.

Le résultat attendu était un effondrement rapide de l’économie de la Russie, rendant impossible la poursuite de son agression. En mars 2022 un officiel américain avait prévenu les Russes qu’ils allaient subir une division par deux de leur PIB. Le mois suivant le FMI prévoyait un PIB en baisse de 8,5 pour cent la première année de guerre, et de 17 pour cent en 2023.

En pratique, le PIB russe n’a reculé que de 2,1 pour cent en 2022, et au début juillet 2023 le FMI envisageait une croissance de 1,5 pour cent pour l’année en cours ! Le 2 août, constatant l’enlisement du conflit russo-ukrainien sur le terrain militaire, le *Wall Street Journal* l’élargissait au domaine économique dans un article intitulé « The West Attacked Russia’s Economy. The Result Is Another Stalemate ».

La résilience russe est principalement liée à deux facteurs. Le premier est l’organisation d’une véritable « économie de guerre » caractérisée par le poids des dépenses militaires qui bénéficient d’un financement illimité, selon les termes mêmes de Vladimir Poutine. Le second est le contournement presque systématique des mesures restrictives.

Les dépenses militaires représentent aujourd’hui 37,3 pour cent des dépenses publiques, contre 23 pour cent en 2022 et quatorze pour cent en 2011. La production de matériel de guerre a augmenté de trente pour cent en un an et la Russie produirait actuellement en un mois autant de munitions que pendant toute l’année 2022. Tous les domaines d’activité liés à la défense connaissent une forte progression (ordinateurs, électronique et optique +30 pour cent, vêtements spéciaux +76 pour cent). À ce « keynésianisme militaire » se sont ajoutées des hausses des salaires publics, des pensions (+10 pour cent) et des aides sociales, ce qui soutient la demande intérieure.

Les ressources financières de l’État ont augmenté de 28 pour cent, mais face à un déficit budgétaire de six pour cent du PIB le gouvernement a pu emprunter 44 milliards de dollars auprès de

La pénurie de main d’œuvre a été aggravée par la mobilisation militaire (300 000 hommes au front) et l’émigration (1,3 million de moins de 35 ans ont fui leur pays)

banques russes, et ponctionner cinquante milliards sur le fonds souverain russe le National Wealth Fund, créé en 2014 (soit un quart de ses actifs).

Le dispositif de sanctions connaît aussi de nombreux « trous dans la raquette » qui favorisent leur contournement. Des sanctions économiques à l’égard d’un pays ne peuvent être efficaces que si tous les autres les pratiquent. En l’occurrence seuls les États-Unis, le Canada, le Japon et les pays d’Europe en appliquent. Plus de cent pays n’ont pas accepté de le faire, et continuent de commercer avec la Russie, ce qui a fait dire que « l’Occident n’est plus obéi comme naguère ».

Parmi eux, la Chine et l’Inde jouent un rôle-clé : ces deux pays représentent désormais la moitié des débouchés russes pour le pétrole et le gaz. Les exportations de la Russie vers la Chine ont augmenté de 46 pour cent en 2022, et en mars 2023 Gazprom a annoncé des livraisons de gaz records à la Chine. Les prix sont confidentiels ; mais ils sont certainement très avantageux pour Pé-

kin, en position de force pour négocier. Quant à l’Inde, ses achats à la Russie, essentiellement du pétrole, ont été multipliés par cinq entre mars 2022 et mars 2023.

Pas forcément pour sa « consommation personnelle », car il a pu être établi que le pétrole russe revenait en grande partie en Europe sous forme de produits raffinés, Singapour, les Émirats et la Turquie jouant, en plus de la Chine et de l’Inde, le rôle de « blanchisseurs » : En 2022, ils ont augmenté leurs achats de brut russe de 140 pour cent, tandis que leurs exportations de produits raffinés vers les pays occidentaux coalisés croissaient de 26 pour cent.

Le rôle de la Turquie reste ambigu. Début août, Poutine a demandé le soutien de son homologue turc Erdogan pour exporter ses céréales, mais en refusant de relancer l’accord, conclu sous l’égide d’Ankara, qui permettait les exportations agricoles ukrainiennes. Les Russes ont également créé en Turquie plusieurs centaines de sociétés commerciales et financières permettant de contourner les sanctions.

Parallèlement, la Russie cherche à attirer les investissements de ses nouveaux partenaires commerciaux sur son sol. Ils sont accueillis avec bienveillance dans l’industrie extractive (le champ pétrolier de Kovitka en Sibérie intéresse les Chinois) mais aussi dans l’automobile ou les biens de consommation pour compenser le départ des Occidentaux.

Finalement, la Russie a réussi rapidement à réorienter ses chaînes de valeur et ses échanges vers l’Asie, région du monde très peuplée et qui connaît une croissance soutenue, tout en restant à l’écart des sanctions (sauf le Japon) ce qui rend « impossible de paralyser l’économie russe » selon Nicholas Mulder, de l’université de Cornell aux États-Unis. Conséquence logique : la balance russe des paiements courants a enregistré en 2022 un excédent record de 230 milliards de dollars, deux fois plus élevé que celui de l’année précédente.

Sur le plan financier, l’exclusion des banques russes du système Swift a été compensée par l’utilisation de son équivalent chinois CIPS. Le recours aux banques des pays du Golfe a permis de pallier le tarissement des financements occidentaux et la fuite des capitaux estimée à quarante milliards de dollars. Le « détournement de trafic » a pris une telle ampleur que le onzième paquet de mesures édictées par l’UE était centré sur la lutte contre le contournement des dix paquets de sanctions précédents.

Mais il faut également voir que les auteurs des sanctions avaient eux-mêmes créé un filet aux mailles très larges. Dès le départ, les pays européens se sont fixé deux limites : ne pas trop pénaliser la population russe et ne pas « se tirer une balle dans le pied » en nuisant à leurs propres intérêts. Certains secteurs ont été ainsi exclus du champ des sanctions, comme la pharmacie et l’agro-alimentaire. De nombreuses centrales nucléaires en Europe centrale et de l’est fonctionnant avec du combustible fourni par l’agence russe Rosatom, le nucléaire civil a été également mis de côté. Quant au gaz russe, certains grands pays européens comme l’Allemagne ont continué à en acheter.

Pour couronner le tout, 56 pour cent des entreprises multinationales présentes en Russie avant février 2022 y sont toujours présentes, principalement des sociétés américaines, allemandes et françaises (comme Leroy Merlin). En 2022, elles y ont réalisé 214 milliards de dollars de chiffre d’affaires, versant à l’État russe 3,5 milliards en impôts sur les bénéfices, ce qui leur vaut d’être dénoncées comme « sponsors de guerre » sur les réseaux sociaux. Au bout du compte, les échanges commerciaux entre la Russie et l’UE se sont effondrés mais n’ont pas disparu. Ils sont régulièrement compris entre trois et cinq milliards d’euros par mois.

Pour autant, l’économie russe commence à montrer des signes de faiblesse. Comme à l’époque de l’URSS, la priorité donnée aux dépenses militaires se fait au détriment d’autres dépenses publiques comme l’éducation, la santé et les infrastructures. Les productions civiles sont en baisse faute d’avoir réussi à remplacer rapidement certaines importations venues de l’ouest, de sorte que les deux tiers des entreprises industrielles dépendent toujours d’équipements importés. En avril, les groupes producteurs de pétrole et de gaz ont été taxés pour récupérer huit milliards de dollars, qui ne seront pas investis dans l’exploration et la production.

La pénurie de main d’œuvre, lancinante en Russie pour des raisons démographiques (le taux de fécondité est tombé à 1,38 enfant par femme, son niveau de 1993), a été aggravée par la mobilisation militaire (300 000 hommes au front) et l’émigration (1,3 million de moins de 35 ans ont fui leur pays). Comme elle ne peut être contournée par un recours à l’immigration, elle pèse sur la production militaire et oblige à ponctionner des salariés dans les autres secteurs, ce qui aggrave encore la situation de ces derniers. La pénurie de biens et de personnel alimente l’inflation, une poussée à 4,5-6,5 pour cent étant prévue d’ici la fin de l’année, ce qui a obligé la banque centrale à maintenir ses taux à un niveau élevé de 7,5 pour cent.

À l’extérieur, les choses ont aussi changé. Le ralentissement économique mondial affecte les quantités et les prix du pétrole et du gaz. Les recettes d’exportations énergétiques devaient passer de 340 milliards de dollars en 2022 à 200 milliards en 2023 (soit -41,2 pour cent) pour se stabiliser en 2024. L’excédent de la balance commerciale connaît une chute de 80 pour cent et le rouble ne cesse de perdre de sa valeur (moins un tiers par rapport à l’euro en 2023).

La situation de l’économie russe telle qu’elle se présente à l’été 2023 semble difficile à tenir sur la durée. L’erreur a été de croire que des sanctions, par ailleurs très imparfaites, pourraient asphyxier l’économie russe dans un court délai. Selon Sergei Guriev, ancien conseiller du gouvernement russe, aujourd’hui en poste à Sciences Po Paris, « elles ont commencé à limiter la capacité de Poutine à financer la guerre, mais elles n’y ont pas mis un coup d’arrêt ». Les principaux effets des sanctions (retard technologique, incapacité à innover et à se moderniser) ne se feront sentir qu’à moyen terme, au minimum dans trois à cinq ans. Ce qui ne laisse pas espérer une issue prochaine du conflit avec l’Ukraine. ●

Avalanche de sanctions

La Russie est devenue le pays le plus sanctionné au monde, avec un total de 14 153 mesures restrictives en vigueur, désormais loin devant l’Iran (4 268 mesures). Selon la plateforme de surveillance des sanctions Castellum.AI, 11 458 sanctions ont été édictées depuis février 2022, soit 81 pour cent du total. Ce chiffre impressionnant s’explique par le fait que la grande majorité de ces sanctions visent des individus. À commencer par plus d’une centaine d’oligarques privés de la jouissance de leurs avoirs à l’étranger : quelque 7,5 milliards d’euros ont été gelés en Suisse et 19 milliards d’euros dans l’UE, dont 2,5 milliards au Luxembourg. Seule une petite partie des sanctions a frappé des entités telles que des entreprises ou des organismes publics, comme plusieurs médias russes interdits de diffusion ou la Banque centrale de la Fédération de Russie dont 200 milliards d’euros d’avoirs sont gelés dans les banques des pays de l’UE. gc



Vladimir Poutine en juin dernier au Forum économique international de Saint-Petersbourg

ZU GAST

Hochwertige Kinderbetreuung

Eine progressive Familienpolitik ist eine Familienpolitik, die unter anderem das Wohl des Kindes in den Mittelpunkt setzt, dabei ebenso an die Situation der Eltern denkt und die Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen nicht vergisst.

Neben einer guten Work-Life-Balance, mehr Zeit und Flexibilität, brauchen Familien verschiedene Modelle der Kinderbetreuung: Service d'éducation et accueil (SEA)/Maisons Relais, Crèches, Mini-Crèches und Tageseltern bilden zusammen ein breitgefächertes Kinderbetreuungsangebot. Das neue Gesetz zur Aufwertung der Tageseltern sorgt dafür, dass ihre Arbeit anerkannt und adäquat vergütet wird. So soll das Angebot in diesem Bereich verstärkt und ausgeweitet werden.

Tatsächlich sind Tagesmütter oder -väter für manche Familien die einzige Möglichkeit, um Beruf und Familie miteinander zu vereinbaren besonders, wenn sie nachts oder in Schichten arbeiten. Zusätzlich bieten die kleineren Gruppen die Möglichkeit, individuell auf die Bedürfnisse der Kinder einzugehen.

Allgemein muss die öffentliche Hand dafür sorgen, dass ausreichend Kinderbetreuungsplätze zur Verfügung stehen, unabhängig von Herkunft und Wohnort der Familien. In diesem Sinn braucht es eine angemessene finanzielle Beteiligung des Staats beim Bau oder der Renovierung von kommunalen oder regionalen Einrichtungen.

Generell erfüllen Kinderbetreuungsstätten als Teil der non-formalen Bildung Missionen des nationalen Bildungssystems – dabei ist die Qualitätssicherung ausschlaggebend. Um sich optimal entfalten und entwickeln zu können und um zu ausgeglichenen Erwachsenen heranzuwachsen, müssen Kinder sich wohlfühlen. Das gilt auch für Kinder mit besonderen Bedürfnissen. Die Anforderungen an Einrichtungen für Kinderbetreuung sind sehr hoch. Deswegen braucht es ebenso hohe Standards, qualifiziertes und motiviertes Personal, einen adäquaten Personalschlüssel sowie überschaubare Gruppengrößen. So kann

Betreuung einen bedeutenden positiven Einfluss auf die Kindesentwicklung haben.

Einrichtungen für Kinderbetreuung sind ein Ort an dem Kinder Zusammengehörigkeit, Solidarität und interkulturelles Zusammenleben lernen können. Daneben spielt jedoch die Bindung zwischen Kind und Eltern eine entscheidende Rolle.

Simone Asselborn-Bintz ist LSAP-Abgeordnete

Deswegen sollte die Zeit, die ein Kind in einer Einrichtung verbringt, begrenzt werden – bei Teilzeitarbeit eines Elternteils oder während des Urlaubs sollte die Familienzeit gemeinsam verbracht werden. Die Betreuungseinrichtungen sollten entsprechende Regeln über ihre interne Geschäftsordnung festlegen.

Allerdings geht die Organisation des Familienlebens weit über die Kinderbetreuung hinaus – Stichwort Work-Life-Balance. Insgesamt müssen wir Eltern noch bessere Bedingungen bieten, um Arbeit und Familie unter einen Hut bringen zu können. Neben Elternurlaub für beide Elternteile sowie einer Reduzierung und Flexibilisierung der Arbeitszeit zu Gunsten des Arbeitnehmenden, brauchen wir ein Recht auf Teilzeitarbeit mit Recht auf Rückkehr in Vollzeit. Dabei sollte der Staat einen Teil der Rentenversicherungsbeiträge übernehmen, wenn beide Eltern in Teilzeit arbeiten, um sich gemeinsam um Kinder und Haushalt zu kümmern. Unabhängig vom Familienmodell muss das Wohl des Kindes, die Entwicklung der zukünftigen Generationen immer im Vordergrund stehen. ● Simone Asselborn-Bintz

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Ferien. Oma auf Standby

Michèle Thoma

Großmutter, ein nimmermüder Quell von Großmut, ein Born der Güte, da rinnen schon die Zähren wenn das Wort erklingt, so ausgestorben ist es. Passt irgendwie nicht mehr in die Zeit, eine Dosis Güte, so was kann von keiner Therapeutin verordnet werden. Güte ist z.B. gratis. Bei Omas gibt es so was, gratis, oder? Bei Omas ist alles gratis. Omas sind gratis.

Ist das nicht unser Bild von der Großmutter, Selbstlosigkeit, Aufopferung, die die immer da ist, für alle, greifen Sie zu! Sie ist nicht in einer Karibik oder auf einer Kreuzfahrt mit quietschfidelen Freundinnen. Und wenn, dann nur zwischendurch, zwischen ihren Einsätzen, weil Oma ist selbstverständlich ja auch von heute, eine zeitgenössische Frau, und manchmal braucht sie auch was anderes. Ein paar Dünen mehr als die im Sandkasten um die Ecke. Etwas mehr Horizont als das Gitter um das Kinderwägengetto. Und dann zwar auch nur mit viel Erklärungen, Ausreden, so kommt es ihr beinahe vor, und das schlechte Gewissen kommt ihr auch bekannt vor. Das kriegt frau mit der Mutterschaft gleich dazu geliefert. Bei der Großmutterschaft ist das nicht viel anders. Vielleicht sogar schlimmer.

Weil sie weiß, wie das ist eine Mutter zu sein. Heißt in vielen Dingen mutterseelenallein. Und weil sie ihre Kinder unterstützen will. Weil auch bei ihr eine Großmutter aktiv war. Vielleicht hat sie an diese Unterstützung wenig großartige Erinnerungen, aber die Kinder haben sie.

Die Oma! Welch eine Lichtgestalt! Das war noch eine echte Oma. Sie kochte, und zwar mit Liebe. Ihr Rezept hieß Liebe. Und Zucker. Bei der Oma war das Leben süß, das Sofa weich und der Fernseher eingeschaltet. Terrormaßnahmen à la Apfelessen und Frische Luft waren dieser Oma vollkommen unbekannt, sie war, so empfanden es die Kinder, auf ihrer Seite. Vielleicht will sie ihre Kinder unterstützen, weil bei ihr keine Großmutter präsent war. Es war ein Mangel. Der alte Mensch fehlte. Seine Weitsicht, seine

Nachsicht, seine Weisheit wie sie sich das vorstellte gab es nicht. Und Hilfe schon gar keine. Und v.a., diese bedingungslose Liebe, wie sie bei Großeltern sichtbar aus allen Poren strömt, die gab es nicht. Für so eine ist sie jetzt zuständig.

Vielleicht hat diese Großmutter nicht gearbeitet, wie das so landläufig heißt. D.h. sie hat nur unbezahlt gearbeitet, Care Arbeit heißt das jetzt, einen Haushalt geschmissen und nicht gleich hingeschmissen und geschaut, dass aus Kindern Leute werden. Glückliche Menschen war vielleicht gar der Ehrgeiz. Vielleicht hat sie gearbeitet, wie man das nennt, d.h. sie hat für ihr Tun Geld bekommen, echtes Geld, und später sogar eine richtige Pension, und jetzt, wo ihre Töchter oder Schwiegertöchter arbeiten, weiß sie wie schwer das ist. Das hinzukriegen, Kind und Job.

Bei der Oma war das Leben süß, das Sofa weich und der Fernseher eingeschaltet



Sven Becker

Besonders in den Ferien. In den endlos langen Ferien, in denen Eltern ausgeklügelte Strategien entwerfen um sie einigermaßen zu bewältigen. Weil immer sollen die Kinder auch nicht schmoren in Betreuungsstätten, mit den letzten Hinterbliebenen des Sommers. Der letzte Abholte! Und die Großeltern, ja, einige Großväter sind auch präsent, werden Care Arbeit leisten, wie das jetzt heißt, und sie werden nicht aufmucken. Weil das wäre lieblos. Und ist es nicht schön, mit den Kids zu sein? Was ist das für ein leeres Altweiberleben, was die unbekinderten Freundinnen führen? Dauernd Kultur und Natur und Reisen, und dazwischen Boreouts, sind ihre Burnouts nicht gesellschaftlich wertvoller? Leistet sie, die Großmutter, nicht Arbeit für die Gesellschaft? Würde diese Gesellschaft ohne sie überhaupt funktionieren?

Die das zwar gar nicht checkt, die Arbeit der Großmütter wird genauso übersehen und volkswirtschaftlich ausgebeutet wie einst die Arbeit der Mütter, die als selbstverständlich und naturgegeben galt. Und wird sie nicht sogar von den Müttern übersehen, die struggeln, um sich feministisch zu befreien, der Gesellschaft vorwerfen sie im Stich zu lassen, aber dann selbstverständlich auf die stille Reserve der Großmütter zurückgreifen? Auf die Verfügbaren. Die machen es für die Kinder. Die haben ja erst recht keine Lobby. ●

CHRONIQUES DE L'URGENCE

La clim', une calamité

Jean Lasar

Dans son livre *The heat will kill you first*, qui vient de paraître, le journaliste Jeff Goodell raconte en détail comment la chaleur extrême s'installe perniciosement et de manière profondément injuste un peu partout dans le monde. Ce sont les plus pauvres,

les marginaux, les nomades, ceux qui effectuent des travaux physiques à l'extérieur et en dépendent pour leur survie économique, qui sont les premiers touchés. Goodell relève qu'il n'existe pas aujourd'hui aux États-Unis de réglementation pour protéger les tra-

vailleurs exposés aux pics de chaleur, notamment dans l'agriculture et la construction. Dans un entretien au *Guardian*, Goodell note que le mois dernier, le gouverneur du Texas, Gregg Abbott, a signé une loi interdisant aux villes et comtés d'imposer, pour les personnes employées à l'extérieur, des pauses pour se mettre à l'ombre et s'hydrater. « Cruelty is the point » : s'agissant la plupart du temps, pour ces travailleurs les plus exposés, de personnes de couleur, le racisme est au cœur du manquement du gouvernement (américain) à protéger les personnes vulnérables des vagues de chaleur, dénonce-t-il.

Un chapitre particulièrement édifiant de son livre, intitulé « Cheap cold air », concerne la climatisation. D'un peu plus d'un milliard d'unités individuelles de climatisation existant aujourd'hui à l'échelle planétaire, nous passerons, sur notre lancée, à 4,5 milliards d'unités d'ici 2050. Avec, à la clé, une facture énergétique appelée à exploser et, en retour, à aggraver les canicules. Un cercle vicieux alarmant, sachant que la climatisation consomme déjà aujourd'hui quelque vingt pour cent de l'électricité consommée dans le monde. Sans parler des HFC, ces substances qui ont remplacé les chlorofluorocarbones (CFC) nocifs pour la couche d'ozone dans les climatiseurs, mais ont un effet de serre 15 000 fois plus important que le CO₂ lorsqu'ils s'en échappent.

C'est au Texas qu'a commencé l'essor de l'air conditionné. Goodell raconte l'aventure de l'entrepreneur Harold Goodman, qui a fait fortune à Houston en vendant des appareils de climatisation bon marché. En 2002, Goodman Manufacturing vendait 1,2 million d'unités par an. Par la suite, sa firme allait être cédée pour

En Chine, la croissance de la demande d'électricité liée à la clim' pousse à la création d'usines d'électricité alimentées au charbon



Technicien réparant une clim' au Texas

3,7 milliards de dollars au groupe japonais Daikin, dont l'usine texane, surnommée « Comfortplex », est aujourd'hui une des plus grandes des États-Unis.

Hors de l'air *conditioning* omniprésent, point de salut, point de confort. Et le reste du monde suit. Avec les chaleurs extrêmes et les pics de demande d'électricité qui en résultent, de nombreuses régions à travers le monde se retrouvent désormais périodiquement menacées de coupures de courant. Dans des bâtiments habitables exclusivement grâce à un apport constant d'air refroidi, il en résulte des situations dangereuses pour la santé humaine. À Shanghai et à Pékin, 75 pour cent des maisons sont désormais climatisées ; en Chine, la croissance de la demande d'électricité liée à la clim' (+10 pour cent en dix ans) pousse à la création d'usines d'électricité alimentées au charbon. ●

Prendre le jeu au sérieux

Yolène Le Bras

Le monde du jeu de société se développe fortement. Le concepteur de jeux Jean-Claude Pellin et Romuald Morhs, président de l'asbl Ludoland, racontent

Pour la première fois, le « Spiel des Jahres » est dérivé d'un jeu vidéo. Cette année, le prestigieux prix du jeu de société revient à *Dorfromantik*, un jeu coopératif qui détend et auquel on ne peut jamais perdre. Fortement conseillé aux mauvais joueurs donc. « On peut en savoir plus sur quelqu'un en une heure de jeu qu'en une année de conversation », disait Platon, une affirmation que Jean-Claude Pellin partage : « En tant qu'éducateur je peux dire que le jeu sert à lire les gens, on peut voir rapidement les différents traits de caractère. Bien que le jeu soit quelque chose de fini, qui comporte un début et une fin, et qui n'a pas d'incidence sur le réel, certains n'aiment vraiment pas perdre. Cela montre qu'ils n'aiment pas 'perdre' lors des discussions non plus ». Cependant, l'inventeur de jeux lui préfère une autre maxime : « On ne s'arrête pas de jouer parce qu'on devient vieux ; on devient vieux parce qu'on s'arrête de jouer ». Si certaines personnes ne veulent pas jouer car « c'est pour les enfants », elles n'ont simplement pas trouvé le jeu qui leur convient, estime Jean-Claude Pellin. « Il y a un jeu pour chacun » soutient-il. L'éducateur social regrette qu'encore trop d'adultes n'osent pas dire qu'ils aiment jouer, alors qu'il existe aujourd'hui de nombreux jeux spécialement conçus pour eux et non pour les enfants.

Romuald Morhs, président de Ludoland, association dont l'objectif est de créer une ludothèque (qui serait la première au Luxembourg) croit lui aussi au pouvoir du jeu. Cette ludothèque proposerait non seulement des jeux de société, mais aussi des jouets pour la petite enfance, des jeux de construction et des jeux de bois. D'après Romuald Morhs, le jeu de société est à la fois « social, éducatif et culturel ». Comme son nom l'indique, le jeu permet en effet de « faire société » et les soirées jeux organisées par Ludoland au centre culturel de Differdange accueillent autant les initiés mordus de longs jeux de stratégie que les familles qui viennent en découvrir. Le premier jeu daterait d'il y a plus de cinq mille ans, un petit plateau en terre cuite et un pion ayant été retrouvés dans une tombe égyptienne. Peut-être s'agissait-il d'un lointain ancêtre du backgammon, diffusé dans l'Empire romain. Les échecs apparaissent au Moyen-Âge en Europe, mais sont inspirés du jeu de go chinois qui existait depuis le huitième siècle av. J-C. Il faut attendre le vingtième siècle pour que sortent des jeux comme le *Monopoly* (1935) et les années 1950 pour le *1 000 bornes*, le *Scrabble* ou le *Cluedo*. S'il y a ensuite peu de réelles innovations dans le monde du jeu, mis à part le jeu de rôle dans les années 1970 ou le *Trivial Pursuit* dans les années 1980, la production de jeux explose dans les années 1990. « L'univers des jeux est tellement riche actuellement ! Il y en a plein qui sortent et qui sont vraiment très bons » s'enthousiasme Morhs.

Éducatif aussi. « On dit que le jeu c'est le travail de l'enfant », rappelle le président de l'asbl, qui précise ne pas du tout être dans le jeu éducatif : « C'est une instrumentalisation du jeu, nous on est sur le jeu libre, c'est avec le plaisir que les enfants apprendront ». Pour choisir et classer les jeux, Romuald Morhs et son équipe s'appuient sur le système ESAR, un outil connu des ludothèques. Le « E » signifie « Exercice », ou jeux sensori-moteur comme le hochet, favorisant la motricité comme le toboggan à boules, les transvasements etc. Le « S » pour « Symbolique » comprenant les jeux d'imitation comme les Playmobil, les poupons, la dinette, mais aussi le dessin ou la pâte à modeler. Viennent ensuite les jeux d'« Assemblage » comme les puzzles, les Kapla et autres jeux de construction. Vient enfin le « R » pour les « jeux avec des Règles » parmi lesquels se trouvent les fameux jeux de société. Cette dernière famille comprend des sous-catégories telles que les jeux de mémoire, de parcours, des calculs, des énigmes... Mais un jeu de société requiert avant tout des compétences affectives et sociales comme le fait d'attendre son tour, ce qui est encore compliqué pour un enfant de trois ans. « Chaque jeu doit être adapté à son public, qu'il s'agisse de personnes en situation de handicap ou de seniors » avance Romuald Morhs, renchérissant : « On va toujours proposer des jeux diversifiés mais si un groupe de personnes âgées veut jouer aux Petits chevaux, on ne va pas les en priver ! ». L'association possède aussi quelques jeux en braille.

Le jeu est aussi culturel. « On peut voir comment les jeux ont traversé les civilisations, comme l'Awalé qui vient d'Afrique, le Sig du Maroc ou les quilles luxembourgeoises ». Romuald Morhs, actuellement occupé à la réalisation de fiches sur les jeux en bois, a ainsi découvert que le jeu de la grenouille est aussi pratiqué en Amérique du Sud sous le nom de « juego del sapo ». Ludoland a aussi mis en place la confection d'une maison marocaine rassemblant les décorations, les costumes et les jouets traditionnels et aimerait étendre ce concept à d'autres cultures. Pour Jean-Claude Pellin, qui a récemment sorti la version « extrême » de son jeu *Nine Tiles*, « il a toujours été important de promouvoir le jeu comme un 'Kulturgut', un bien culturel, qu'il trouve sa place à côté des films, de l'art de la scène, des arts plastiques, de la musique, etc. ». L'éducateur social, également délégué régional pour le Service national de la jeunesse (SNJ) a toujours aimé jouer. « Quand j'ai fait mes études à Bruxelles je me suis aperçu qu'il y avait des ludothèques, des cafés et des magasins spécialisés dans le jeu... des choses que, à ce moment-là, on ne trouvait pas du tout au Luxembourg », se rappelle-t-il. En 2009, ayant envie de promouvoir le jeu au Grand-Duché, il prend la décision d'acheter une vieille Volkswagen et de créer le « ludobus », une ludothèque

itinérante, un projet réalisé avec l'appui de la Croix-Rouge. Deux ans plus tard, il fait partie du comité de la Spillfabrik où il rencontre d'autres personnes dans l'optique de créer des jeux. « C'est un domaine où la plupart des choses s'apprennent en autodidacte. Au début on est un peu perdus mais on découvre les foires aux jeux pour trouver des éditeurs ».

Sifaka est son premier jeu, co-créé avec un autre auteur luxembourgeois, Christian Kruchten, et sorti en 2014 par l'éditeur belge Azao Games. Jean-Claude Pellin explique : « La création de jeu c'est un peu comme la cuisine : On peut encore inventer des nouvelles recettes, des nouvelles combines, mais tous les ingrédients, les 'mécaniques', existent déjà et c'est le mélange entre ces mécaniques qui va permettre de créer quelque chose de nouveau ». Il existe deux types d'auteurs de jeu : ceux qui pensent à la mécanique et qui vont créer le jeu autour de celle-ci, appliquer un thème autour de cette mécanique, et d'autres qui partent d'un univers, d'une histoire, d'une thématique, et ils vont réfléchir à comment ils peuvent en faire un jeu. Si *Nine Tiles* est un jeu de mécanique avant tout, avec un thème très abstrait et qui a d'ailleurs été adapté en version Pokémon et Hello Kitty au Japon, où plus d'un demi-million d'exemplaires ont été vendus, Jean-Claude Pellin a aussi conçu un jeu suivant la commande de la Chambre des métiers qui voulait un jeu de communication pour les enfants entre dix et douze ans pour leur montrer tous les métiers qui existent. Il en est ressorti *Hallo Handwerk*. Dans ce cas-là, c'est l'univers qui a été créé autour d'un objectif.

« L'auteur d'un jeu peut être comparé à un auteur de livres classique » avance Pellin. « C'est lui qui fournit l'idée du jeu, la mécanique et les règles à un éditeur ». L'éditeur est ensuite chargé du produit fini. Il va modifier différentes choses en accord avec l'auteur ; par exemple en réduisant le nombre de cartes, en adaptant le plateau de jeu au format de la boîte ou en remplaçant des dés spéciaux par des cartes coûtant moins cher. L'éditeur va aussi payer une personne chargée du graphisme et des illustrations et s'occuper de la vente. À propos de l'influence de l'auteur à ce moment-ci de la confection du jeu, l'éducateur répond que les éditeurs se rendent de plus en plus compte de l'importance de l'histoire, de l'univers, comme dans le cas du jeu de fantasy *Die Legenden von Andor* où le héros se déplace dans un univers fantastique, et donc de l'importance de l'auteur. « Il faut ainsi compter au moins un an entre la création du jeu et sa sortie », dit le créateur de *Nine Tiles*. « Lorsque l'on crée un jeu, il faut aussi penser à la catégorie dans laquelle il s'insère », note-t-il, « un jeu familial, grand public, sera plus susceptible de recevoir des prix comme l'As d'or en France ou le Spiel des Jahres en Allemagne, contrairement à un jeu 'de niche' – pour les communautés geek ». Or, voir son jeu promu au Spiel, c'est 100 000 ventes assurées. « Un

La plupart des jeux que nous connaissons sont nés après 1950



Il faut attendre le XX^e siècle pour que sortent des jeux comme Monopoly (1935), et les années 50 pour Scrabble ou Cluedo. S'il y a ensuite peu de réelles innovations dans le monde du jeu, mis à part le jeu de rôle dans les années 70 ou le Trivial Pursuit dans les années 80, la production de jeux explose dans les années 90

jeu pour enfants se vend environ dix fois plus qu'un réservé aux adultes » note l'éducateur. En effet, alors qu'un adulte moyen possède cinq à dix jeux de société chez lui, il est très courant d'en offrir aux enfants pour leur anniversaire.

Que ce soit l'auteur de jeux ou le président de Ludoland, les deux hommes soulignent que la pandémie a créé une effervescence autour du jeu de société. Le jeu vidéo, faisant aujourd'hui douze fois plus de chiffres que le jeu de société (et plus que Netflix, Disney et l'industrie du cinéma réunis), prend toujours plus de place mais « n'est pas une concurrence ». Ils contredisent la question récurrente des journalistes : « Vous faites ça pour détourner les jeunes des écrans ? ». Jean-Claude Pellin, prenant l'exemple du « Game On », événement organisé par la Spillfabrik aux Rotondes, précise que les jeux vidéo y sont placés à côté des jeux de société, « il n'y a pas les 'mauvais' jeux face aux 'bons', c'est pas du tout le cas ». Les deux types de jeux auraient, selon lui, leurs avantages et leurs inconvénients : Le jeu vidéo est beaucoup plus immersif et peut être joué à distance, tandis que le jeu de société est un objet culturel qui offre une matérialité et incite à la communication entre personnes physiquement présentes. Quant à l'ASBL Ludoland, elle n'a pas encore les moyens logistiques pour proposer des jeux vidéo, « car l'idée ce n'est pas de ramener *Fifa* mais de faire connaître d'autres jeux », soutient son président. Et d'ajouter : « Si on propose des jeux vidéo je ne pense pas que tout le monde ira dessus, il y aura toujours des personnes pour les jeux de société, même parmi les 12-25 ans ». Cette catégorie d'âge est la plus difficile à faire venir sur place mais « quand ils sont là, ils jouent ! » assure Romuald Morhs. Jean-Claude Pellin est moins optimiste et soutient qu'amener les jeunes à s'intéresser au jeu reste un défi.

C'est indéniable cependant, le monde du jeu se transforme et gagne en légitimité culturelle. Certains – ceux qui ne s'intéressent pas aux jeux – ont toujours cette idée que les fans de jeux de société sont de grands enfants « mais ça, c'est avant qu'eux-mêmes y aient pris goût » sourit Morhs. Il suffit de voir le succès du « Game On », qui a attiré 2 500 personnes en deux jours, ou celui de bars à jeux comme le récent Bei de Minettsdäpp à Esch ou encore les soirées jeux à Differdange qui reprendront en janvier 2024, pour se rendre compte que cet engouement est réel et touche aussi le Grand-Duché. L'Europe comptant plus de 4 000 ludothèques, Jean-Claude Pellin et Romuald Morhs sont convaincus que le Luxembourg gagnerait à avoir la sienne. Encore en discussion avec la commune de Differdange, l'ASBL espère en ouvrir une d'ici deux à trois ans. « Créer une ludothèque c'est mettre en avant l'importance du jeu » assurent les deux passionnés, « montrer aux gens qu'il n'existe pas que le *Monopoly* et le *Uno*... même si c'est très bien, le *Uno* ! » ●



Sven Becker

„Mer müssen et huele, wéi et kënn“

Claude Petit

In unserer Sommerserie widmen wir uns den lokalen Auswirkungen des Klimawandels. Den Anfang macht dieser Text über den Boden, auf dem wir stehen – und wie seine Regenerierung glücken könnte

Die Tube Sonnencreme machte die Runde während der morgendlichen Pause. Wir saßen am Tisch im Schatten ehemals stattlicher Fichten. „Die Zahl der Todesfälle durch Hautkrebs stieg in den vergangenen 20 Jahren in Deutschland um 55 Prozent“, lautete eine vom Smartphone zitierte, rezente Meldung des statistischen Bundesamts in Wiesbaden. „Ozonarme Luftmassen, mitverursacht durch Treibhausgase, lassen vermehrt UV-Strahlung durch“, so die darauffolgende, eine kurze Google-Recherche weiter. „Und die Sonne scheint häufiger“. Klar.

Auch an diesem Tag, Anfang Juni, bot ein aufgerissener Himmel den Sonnenstrahlen keinen Einhalt. Im Radio wurde der sonnige Tag fast gezwungen neutral angekündigt. Vor vier Wochen fiel der letzte Regen in einer Region, die durchschnittlich von circa 70 Liter Niederschlag pro Quadratmeter im Monat geprägt ist. Hinter uns: Reststücke eines mittlerweile zersägten, zehn Meter großen Ahornbaumes. Vor genau zwei Jahren, zu Beginn eines verregneten Sommers, verfehlte er nur knapp unseren Folien-

tunnel zur Jungpflanzenanzucht. Als er fiel, fiel er in die entgegengesetzte Richtung zum Gerüst mit den kletternden Zuckererbsen. Es war die Signatur einer Superzelle, eines rotierenden Gewitters, welches sich über dem Raum Steinfurt entlud.

„Mer müssen et huele, wéi et kënn“. Gerne mal salopp dahingesagt, vermag der Ausspruch jedwede Diskussion über das Wetter am Pausentisch zu beenden. So, als würden die Wörter Zen-mäßig, wahrhaftig und von Panik unbefleckt auf uns einwirken. Ruhe bewahren und den neuen Widrigkeiten der Natur trotzen. Es ist das Anliegen von Politik und landwirtschaftlichen Akteuren: Besonnen handeln, selbst wenn die Diskussion um den Klimawandel und Landwirtschaft auch in Luxemburg eine neue Dringlichkeit erfährt. Exemplarisch ist dabei die Debatte um das neue Agrargesetz, allen voran der Artikel zur Begrenzung des Viehbestandes, um die klimaschädlichen Ammoniakemissionen zu minimieren: Zu groß sei der Eingriff in die betrieblichen Entwicklungsperspektiven.

Wir verließen unseren schattigen Pausenplatz, um Unkraut auf den Beeten zu jäten, auf denen wir seit acht Jahren Gemüse produzieren. Die diesjährige Saison begann eigentlich sehr angenehm: ein regnerischer April, der sich nur langsam erwärmte und dessen frostfreie Nächte die jungen Gemüsepflanzen vor Schäden bewahrten. Auch ohne künstliche Bewässerung konnte man eine Vielzahl an Pilzarten zwischen den Gemüsekulturen wachsen sehen. Nun lief die Bewässerungsanlage regelmäßig in den noch kühlen Morgenstunden. Von der Feuchtigkeit war in der intensiven Vormittagssonne oberflächlich nichts mehr zu sehen. Trockener Kompost als Mulchauf-lage säumte das Beet. Die Kulturtechnik des Mulchens, das Auftragen einer Schutzschicht aus organischem Material auf dem unbewachsenen Boden, sie dient dem Abfedern von Wetterextremen. Sie schützt vor Verdunstung in Trockenperioden, bremst Regentropfen und lässt Wasser besser versickern als nackter, unbedeckter Ackerboden. Was als einfache Technik erscheint, unterliegt jedoch der Prämisse, den Boden – dessen Gefüge und seine extrem kom-

plexe Lebensgemeinschaft – als zentrale Ressource zu erhalten und zu schützen. Dies in Bezug auf Landwirtschaft zu erwähnen, klingt wie eine Plattitüde. In Bezug auf den Klimawandel wächst jedoch die Bedeutung einer solch inflationär gebrauchten Aussage.

Erböden sind, genau wie die Ozeane, integraler Bestandteil des Klimasystems. Ähnlich unserem Verdauungstrakt, hat ein gesunder Boden eine charakteristische Zusammensetzung von Bakterien- und Pilzarten, ein Mikrobiom. Er ist lebendig, hat einen Stoffwechsel, er atmet und verdaut. Er tut dies in einer schnelleren oder langsameren Frequenz, abhängig von seiner Textur, Wassersättigung, des Klimas und seiner Nutzung. Der obere Meter des Erdbodens enthält mehr Kohlenstoff als die gesamte Vegetation und die Atmosphäre zusammen. Von Landwirtschaft und der Veränderung der klimatischen Bedingungen zu reden, ohne den Zustand, sowie die Art der Nutzung des Bodens zu betrachten, erscheint so fahrlässig lückenhaft. Die weltweite Entwicklung ist klar: Moderne Bauern, gerne auch Landwirte, leiten immer größer werdende Betriebe. Neben der Betriebswirtschaft managt er in erster Linie biologische Systeme mit dem Ziel, diese in ihrer Funktionalität zu erhalten und zu verstärken. So zumindest eine möglichst ursprüngliche und theoretische Betrachtungsweise des Berufes, der vor mehr als 12 000 Jahren den Grundstein unserer Zivilisation legte. Biologische Aktivität ist die Grundlage fruchtbaren Bodens und diesen so zu erhalten bzw. noch fruchtbarer zu machen, ist deklariertes oberstes Ziel der Landwirtschaft.

Jedoch, wo Industrie, Siedlungen und Umgehungsstraßen den Boden nicht versiegeln, ist bekannt, dass die moderne Mainstream-Bewirtschaftung genau das Gegenteil hervorbringt. Fungizide, Herbizide, Insektizide, intrinsisch ihrer Bezeichnung, sind Antagonisten biologischer Vielfalt, zersetzen das Netz ökologischer Resilienz und damit auch fruchtbaren Bodens. Pflugscharen, Grubber und Spatenmaschinen zerstören Bodengefüge, Kanäle und Poren. Sie wirbeln das Leben im Boden durcheinander und setzen Mikro-, Meso-, Makro-Flora und -Fauna in regelmäßigen Abständen völlig neuen Lebensbedingungen aus. Ein äußerst unübersichtliches und noch weitgehend unerforschtes biologisches Netz von Lebensformen im Boden, ernährt sich gegenseitig und von unbelebter organischer Substanz. Es versorgt auch höhere Pflanzen, darunter unsere Kulturpflanzen, mit Nährstoffen. Sauerstoff, der über die Bodenbearbeitung schlagartig in tiefere Bodenschichten eindringt, regt den Stoffwechsel an. Kohlenstoff, der vorher im Boden als organische Materie vorlag, wird schneller verdaut und findet als Gas seinen Weg in die Atmosphäre. Die dynamische Lebensgemeinschaft ist zumindest für eine begrenzte Zeit geschädigt: In ihrer Funktionalität für den Boden – dessen Porosität und Stabilität zu gewährleisten und vor Erosion zu schützen, sowie in ihrer Dienstleistung der Nährstoffversorgung für Pflanzen. Denn auch hier gibt es, wie überall in der Natur, Sukzessionsstadien. Entwicklungsstadien der natürlichen Lebensgemeinschaft, die sich im Verlauf der Zeit ohne jegliches Zutun einstellen.

Myzel, das weiße Pilzgeflecht, welches giftige oder schmackhafte Pilze als Fruchtkörper hervorbringen kann, entwickelt sich auf möglichst ungestörten Böden, in der Nähe von mehrjähriger Vegetation wie Waldgebieten oder Wiesen und Weiden. Myzel ebnete nicht nur den Weg für neue Lebensformen, sondern ging im Laufe der Evolution eine direkte Partnerschaft zu den Pflanzen ein. 80-95 Prozent aller bekannten Pflanzenarten können in einer Symbiose mit einem oder mehreren Pilzarten leben. Das weitverflochtene Pilzmyzel erreicht weit mehr Nährstoffe in tiefer gelegenen Bodenschichten und stellt den Pflanzen diese im Austausch gegen Kohlenstoffverbindungen zur Verfügung. Schätzungsweise lagern Pilze und ihr Mycelium vier Mal mehr Kohlenstoff im Boden ein, als der Mensch seit der Industrialisierung in die Atmosphäre blies. Pilze sind ein lückenhaftes Forschungsgebiet, da viele Pilzarten unter Labormethoden nur schwer oder gar nicht zu züchten sind und sich dort zum Teil anders verhalten als in freier Natur.

Sommerurlaub in Italien, südliches Umbrien: Wir fahren durch die Po-Ebene, wo die Ablagerung alpiner Flüsse tiefreichenden und fruchtbaren Boden hervorbrachte. Gemüse- und Obsternten der Region füllen heute europäische Supermarktregale. Spätestens seit 2022 durch zu niedrige Wasserstände des Hauptflusses Po und seiner Seen hat die Region einen Platz in den Schlagzeilen gefunden. Wir fahren vorbei an endlosen Maisfeldern und einer Mozzarella-Fabrik der weltweit größten Milchverarbeitungsgruppe. Die Landschaft ist gesäumt von unterschiedlicher Bewässerungstechnik. Roberto, Mitte 30, leitet mit seiner Familie eine Touristenunterkunft auf einem kleinen Weingut auf einem Hügel eine Stunde nördlich von Rom. Neben der Unterbringung von Besuchern verdient er sein Geld mit biologisch produziertem Olivenöl und Wein. In seinem Pick-up geht es zu seinen neu angelegten Olivenbäumen. Er pflanzte sie vor drei Jahren auf einem vorher extensiv genutzten Acker. Über 700 Olivenbäume verschiedener Sorten, auf 2,6 Hekt-

Der Erdboden ist lebendig. Er hat einen Stoffwechsel, er atmet und verdaut

ar, angelegt im sogenannten Keyline-Design. Eine Methode, deren parallele Anbaumuster sich an den topografischen Höhenlinien orientiert.

Roberto steht am Rande des Hanges, wo vor drei Jahren Weizen wuchs, und zeigt auf eine Hangmulde: Bei Starkregen entstanden hier öfters mehrere Rinnale. Die kleinen Wasserläufe trugen den Boden ab. Nun, so die Absicht, wird ober- und unterirdisch fließendes Wasser durch den Stamm, den Wurzelstock und die angesammelte organische Materie der Olivenbäume gebremst und aus der Hangmulde hinab, in Richtung des nächsten Grates in der Landschaft geleitet und verteilt. Das System, das im ariden Klima Australiens in den 1950-er Jahren erprobt wurde, verlangsamt den Lauf des Niederschlagswassers und lässt es in höheren Lagen im Boden versickern. Das Ergebnis ist ein selbstverstärkender Effekt: Das Wasser lässt die Bäume wachsen, welche wiederum eine größere Barriere für weiteren Niederschlag bieten. Niederschlag in der genutzten Fläche versickern zu lassen, es den Bodenorganismen und den angebauten Pflanzen zuzuführen, ist eines der wichtigsten Prinzipien der sogenannten regenerativen Landwirtschaft. Sie will in ihrer Funktion geschädigte Böden wieder aufbauen, mithilfe biologischer Werkzeuge, wie der Wiederherstellung des kleinen Wasserzyklus.

Es sind natürliche Lösungen oder im Polit-Jargon ausgedrückt: *nature-based solutions*. Im regenerativen Landbau wird die Bepflanzung anhand des Keyline-Designs häufig mit der Beweidung von Wiederkäuern zwischen den Baumreihen kombiniert. Beweidung, je nach Management, vermag es Kohlenstoff im Boden zu speichern. Es klingt wie die Ehrenrettung der Kuh, müsste diese denn wirklich gerettet werden und würde das Tier nicht bereits hochwertigsten Mist, Nahrungsgrundlage unzähliger Organismen und Pflanzen liefern. Zusammen mit Einhufern prägten Wiederkäuer die Böden riesiger Graslandschaften. In großen und vor Prädatoren geschützten, dichten Herden beweideten sie die Flächen, kurz aber intensiv, bevor sie weiterzogen. Die Graspflanze wird in dieser kurzen Zeit in der Regel nicht komplett verbissen und zum Teil niedergetrampelt. So kann sie weiter Fotosynthese betreiben und muss ihre in der Wurzel gespeicherten Reserven nicht aufbrauchen, um wieder neu auszutreiben. Trotzdem stirbt ein Teil der Wurzeln ab, ernährt Bodenorganismen und lässt Humus entstehen. Fruchtbare Bodenhorizonte entstanden unter anderem durch diesen tierischen Einfluss in den Steppen, Prärien, Pampas und Savannen der Erde. Die Böden der weltweiten Graslandschaften binden Kohlenstoff aus der Atmosphäre und lagern schätzungsweise 50 Prozent mehr Kohlenstoff als in den Böden der Wälder. Graslandschaften bedecken die Hälfte der Agrarflächen Luxemburgs und bieten großes Potential zur Kohlenstoffbindung in einem unbeständigen Klima.

Seine Faszination für biologische Systeme brachte Roberto nach seinem Studium zur Landwirtschaft. Trotz aller Anstrengungen und Motivation, denen ein natürlicher Optimismus zu Grunde liegt, ist eine große Portion Realismus aus seinen Aussagen nicht zu überhören: „We do what we can, until a certain point...“. An diesem Tag wird in Rom ein neuer Temperaturallzeitrekord von 41,8°C registriert.

Seit 2016 produzieren wir Gemüse. In diesem Zeitraum wurden im globalen Mittel die sechs wärmsten, je gemessenen Jahre registriert. Im einzig regenreichen Sommer – als der Ahornbaum fiel und einen Monat später ganze Gebiete im Osten des Landes und der Großregion geflutet wurden – wurde ein Großteil unserer Tomaten im Folientunnel durch eine Pilzerkrankung, die Braunfäule, dahingerafft. „Das Wetter nehmen, wie es kommt.“ Angesichts der spürbaren meteorologischen Veränderungen der letzten Jahre klingt die Redensart mit Robertos Portion Realismus betrachtet nach Resignation. Unverantwortbar, da Anpassung und Klimaschutz in der Landwirtschaft, welche auf natürlichen Kreisläufen fußt und sich diese zu Nutzen macht, die gleiche Bedeutung haben. Anpassen und gleichzeitig gegensteuern ist damit alles, was bleibt. An der Stelle des Ahornbaumes haben wir einen Haselnusstrauch gepflanzt. Er wird nicht die stattliche Größe seines Vorgängers erreichen. Er bleibt allerdings bis ins Alter flexibel und kann, einer Graspflanze ähnlich, stark zurückgeschnitten werden – und treibt trotzdem immer wieder neu aus. ●

Claude Petit (35) hat an der Uni Bonn Agrarwissenschaften (M.Sc.) studiert. Er ist zurzeit Co-Leiter eines Gemüsebaubetriebs mit einem Angestellten und zwei Auszubildenden in Steinfurt

14 Wochen

Michel Pletschette

Zur Frage der Fristverlängerung bei Schwangerschaftsabbrüchen

Wie in unseren Nachbarländern steht seit der Forderung des hiesigen Planning Familial nach einer Fristverlängerung des Schwangerschaftsabbruchs eine Gesetzesanpassung auf der Tagesordnung. Konkret geht es um eine Ausdehnung von 12 auf 14 Wochen, entsprechend der 14. auf die 16. Woche nach der letzten Regelblutung. Ihren Aussagen nach steht die Regierung dieser Forderung wohlwollend entgegen.

Einen ähnlichen Konsens gibt es nun auch in Belgien, wo eine vom Parlament eingesetzte Gruppe von Wissenschaftlern eine Frist von 18 Wochen befürwortet, eine der Regierungsparteien jedoch bei 16 Wochen bleiben will. In der Tat soll es dort mehrere hundert Frauen jährlich geben, welche nach Holland reisen, um wegen der Fristeinschränkung den Eingriff dort vornehmen zu lassen. Dies ist mit erheblichen Kosten verbunden und stellt eine soziale Ungerechtigkeit dar.

In Frankreich wurde eine solche fristverlängernde Regelung vor mehr als einem Jahr eingeführt. Es wurde eine durchweg positive Bilanz der Fristverlängerung gezogen. In diesem Kontext überraschte der Vorsitzende der Luxemburger Gynäkologen- und Geburtshelfervereinigung Dr. Pierre Duschinger vor einigen Wochen in einem Interview auf RTL mit seiner Aussage, dass seine Zunft sich gegen die Fristverlängerung stelle und dies eben aufgrund der Erfahrungen ihrer französischen Kollegen.

Dr. Pierre Duschinger meinte, eine Fristverlängerung bürge Gefahren, da sie mit einer erhöhten Komplikationsrate verbunden sei. In der Tat gab es vor der Gesetzesänderung in Frankreich

eine Umfrage unter Ärzten, die Unterbrechungen durchführen und ein erheblicher Anteil befürchtete eine eventuelle Erhöhung der Risiken. Ein etwas geringerer Anteil erklärte sich aber bereit, weiterhin Eingriffe selbst bei Fristverlängerung durchführen zu wollen. Die Methoden der Unterbrechungseingriffe verändern sich durch die Dauer der Schwangerschaft. Dank der Forschungsarbeiten des fortschrittlichen Biochemikers Étienne-Émile Beaulieu kann die Schwangerschaft heute anfangs mit Medikamenten beendet werden, während eine längere Dauer einen mehr oder weniger invasiven medizinischen Eingriff verlangt.

Nun ist eine Befürchtung das Gegenteil einer Erfahrung. In der Tat zeigt eine vor kurzem erschienene Studie des Necker Krankenhauses in Paris¹, dass es außer eventuellem erhöhtem, jedoch begrenztem Blutverlust, keine signifikante absolute Risikoerhöhung zwischen einem Abbruch in der 12. und der 16. Woche nach der Regelblutung gibt. Risiko-Unterschiede gibt es zwischen den Eingriffsmethoden. Eine Literaturübersicht zeigt verschiedene Wege auf, um die methodengebundenen aber ohnehin recht seltenen Risiken zu reduzieren. Unterschiede sind auch bekannt in Verbindung mit dem Alter der Patientinnen und der Erfahrung der Ärzte. Ein solcher Befund ist mitnichten außergewöhnlich, er gilt für viele Eingriffe und hat wiederum mehrere Ursachen. In diese Richtung gehen auch die Aussagen von britischen und holländischen Ärztinnen und Ärzten vor der schon erwähnten belgischen Kommission, sowie einige ältere Studien.

Es wäre gewiss gut gewesen, wenn der Vorsitzende diese Tatsachen in einem Gesamtbild im Rahmen seiner Aufklärungspflicht korrekt dargestellt hätte, beziehungsweise seine Zunft sich damit in der Breite auseinandersetzen könnte, um sich auf die notwendigen Erfahrungen und Anpassungen in ihren Arbeitsbereichen vorbereiten zu können. Niemand wird wohl in Frage stellen wollen, dass Frauen sich aus gutem Grunde für einen Abbruch entscheiden.

Es stellt sich außerdem die Frage, welchen Sinn es macht, medizinische oder chirurgische Eingriffe zu untersagen, wenn sie mit erhöhten Risiken verbunden sind. Würde dies verallgemeinert, wären viele Mediziner ohne Arbeit. Gleichwohl bleibt es beim Prinzip, dass jede Ärztin und jeder Arzt verpflichtet ist, Patienten und Patientinnen die beste, also am meisten wissenschaftlich fundierte, Pflege zukommen zu lassen. In diesem Zusammenhang



Schwangerschaftstest

gilt auch das Prinzip der individuell angepassten Bewertung des Risikos in Verbindung mit dem Nutzen bzw. der zwingenden Abwendung von Gefahren und Leid. Da es sich hierbei also um ein verbindliches Prinzip handelt, welches für jede medizinische Handlung gilt, darf man sich fragen ob es überhaupt Sinn macht, zusätzliche Regelungen per Gesetz zu erlassen.

Dass sich verschiedene Mediziner aus zum Beispiel persönlichen Gründen von manchen Aktivitäten fernhalten wollen und dieses als ihr Recht beanspruchen, ist wiederum eine andere Frage. Jedenfalls ist es nicht zulässig, jemand anderem seine ethische oder anders geartete Ansicht aufzuzwängen, in welche Richtung auch immer.

Es darf auch bemerkt werden, dass Schwangerschaftsberatung ebenso wie auch Eingriffe zur Unterbrechung je nach Art in vielen Ländern nicht nur von Fachärzten für Frauenheilkunde durchgeführt werden, sondern auch von ande-

ren, dafür ausgebildeten Medizinerinnen. Ohnehin befasst sich in Luxemburg wie in Belgien das Planning Familial mit dem Großteil dieser Problematik. Man soll also die Erfahrung dieser Stellen sehr ernst nehmen und deren Forderungen entsprechend würdigen.

Zum Schluss des besagten Interviews ging es um nicht vorliegende exakte Daten zu den Eingriffen, wohl um jene außerhalb des Planning Familial, das in der Tat seine eigenen Daten jährlich in seinem Bericht vorlegt. Der Vorsitzende der Frauenärzte und Geburtshelfervereinigung konnte keine entsprechenden Daten vorzeigen und erklärte, der Grund liege im Umstand, dass in Luxemburg kein erstattungsfähiges, definiertes Honorar für einen Schwangerschaftsabbruch verrechnet werden könne. Ein solches soll deshalb gefordert werden, damit man wohl an jene Daten herankäme.

Mit diesem Paukenschlag war im wahrsten Sinne des Wortes das Ende der Diskussion erreicht. In

der Tat darf man sich fragen, warum der Vorsitzende nicht, wie andersorts geschehen, seine Mitglieder zur Art und Zahl ihrer Eingriffe befragt hat, damit diese Daten zur Verfügung stünden. Dass aber am Ende der gesundheitspolitischen Diskussion in Luxemburg immer die Frage der Ärztevergütung aufkommt, ist bedauerlich – und leistet dem notwendigen gesellschaftlichen Fortschritt keinen Dienst. ●

¹ Gottardi E., Raudin B., Ville Y., "Interruption of pregnancy between 12 and 16 weeks of gestation: complications depending on terms and methods", *Gynecol Obstet Fertil Senol*, Jul-Aug 2022

Dr. Michel Pletschette lehrt medizinische Statistik und gibt ein Seminar über kritisches Lesen von medizinischen Publikationen.

DROIT DE RÉPONSE

„Irgendwann muss auch einmal gut sein“

Luc Laboulle entnimmt dem Fokus-Kongress, wir wären eine reaktionäre, kleinbürgerliche Truppe, die mit grenzwertigen Positionierungen am harten rechten Rand grase. Der Grund? Keine Ahnung. Tatsache ist, dass wir einen Text abgestimmt haben, den ich am Rednerpult erläuterte. Dieser Text geht dem *Land* zusammen mit diesem Antwortrecht zu und wird auf unserer Internetseite zugänglich gemacht. Daraus macht der Journalist an einer wesentlichen Stelle folgendes:

„In einer mutmasslich vernünftigen und diplomatischen Sprache übernimmt sie [die Fokus-Partei] die Position, die auch die ADR zu diesem Thema vertritt: die Auseinandersetzung mit Gender- und LGBTQ+-Themen würde Kinder verwirren; Frauen und People of Colour kämen nur selten in Geschichtsbüchern vor, nicht weil sie jahrhundertlang unterdrückt wurden und die Geschichte vor allem von weißen, heteronormativen Cis-Männern geschrieben wurde, sondern weil sie eben nichts geleistet hätten.“

Meine tatsächliche Aussage an der Stelle war: „Es kommen in der Geschichte des Römischen Reiches wenige Kaiserinnen vor, nicht weil sie unterschlagen würden, sondern weil es einfach sehr wenige gab“. Ich kenne übrigens ihre Namen und Leistungen. Deswegen werden sie aber nicht mehr. Im Text der Motion kommt diese Thematik überhaupt nicht vor.

Ich weiss nicht, was „heteronormative Cis-Männer“ sind, und es ist mir auch herzlich egal. Ich weiss allerdings, dass

Fokus-Sprecher Frank Engel reagiert auf den Artikel „Dat war zu eiser Zäit anescht“ aus dem Land vom 28. Juli

ich nie im Leben daran denken würde, zu behaupten, Frauen und Menschen nicht weißer Hautfarbe hätten nichts geleistet, und kämen deswegen nicht in Geschichtsbüchern vor. Mein Anliegen war schlicht, darzulegen, dass es mit der Aufhübschung der Geschichtsschreibung auch irgendwann einmal gut sein muss, weil die Geschichte unseres Teils der Welt in ihren ersten paar Jahrtausenden ganz einfach von Männern geprägt war, und die waren auch noch weiß. In Afrika waren sie das nicht, aber wer kennt hier schon Mansa Moussa? Er wird in unseren Geschichtsbüchern nicht behandelt. Die „Kahina“ (Dihya) auch nicht, die hat allerdings die Muslime bekämpft, was wohl auch wieder grenzwertig ist. Oder? Lassen wir das.

Gesagt wurde: In der Geschichte kommen deshalb mehr Männer an führender Stelle vor, weil sie nun eben da waren,

und gegen die Geschichte braucht man heute nicht mehr zu kämpfen. In Zukunft können wir das alles anders und besser machen. Niemals würde jemand bei Fokus behaupten, irgendeine Kategorie Mensch habe in der Geschichte nichts geleistet. Niemals würde irgend jemand bei uns Frauen unterstellen, historisch nichts auf die Reihe gebracht zu haben, und Menschen mit dunklerer Hautfarbe wären

„quantité négligeable“. Wer derartiges schreibt, ist schlicht nicht nur unobjektiv, sondern bössartig. Und ja: wir stehen dazu, dass Sechsjährige nicht notwendigerweise ständig mit Genderthemen beschäftigt werden müssen. Genau für die Tatsache, dass man das noch sagen darf, ohne von den modernen „Rechtgläubigen“ in Grund und Boden gestampft zu werden, stehen wir ein. Ich auch. ● Frank Engel

Anmerkung der Redaktion:

Wie unsere Aufnahmen vom Fokus-Kongress belegen, hat Frank Engel den Ausdruck „Es kommen in der Geschichte des Römischen Reiches wenige Kaiserinnen vor, nicht weil sie unterschlagen würden, sondern weil es einfach sehr wenige gab“ bei seinen Erläuterungen zur Motion am Rednerpult nicht benutzt. Tatsächlich hat er exakt die Sätze gesagt, die wir in unserem Artikel (d'Land, 28.07.2023) zitiert beziehungsweise paraphrasiert haben. Der exakte Wortlaut der Passage, auf die Frank Engel sich in seinem „droit de réponse“ beruft, lautet wie folgt: „Mir hunn an deene leschte Wochen a Méint vill Debatten erlieft, méi oder manner peinlech gefouert, méi oder manner aggressiv, déi

domat ze dinn hunn, wien ob wéi enger Plaz däerf viru wéi engem Publikum liesen. Mir hate virdrun Debatten iwwer de Contenu vu Schoulbicher, mir hunn Debatten iwwer d'Aufhübschung vun der Geschicht mat méi weibleche Protagonisten, déi dommerweis an der Geschicht net do waren. Mir hate viru Jore schonn eng Debatt iwwer d'Bezechnung vun den Elteren, mir haten an der Tëschenzäit, wéi gesot, déi geschlechtsneutral Schoulbicher an esou virun an esou weider, a mir stelle fest, dat si jo legitim Uleies vun enger ganzer Partie Leit, déi doru gleewen, datt se do eng würdeg Saach verfollegen, mee et gëtt grad esou vill Leit am Land, déi soen, wat hu mir dann domat ze dinn.“

Rêveurs éveillés

Le Festival Summerdream revient pour sa deuxième édition ce samedi au Centre Mirador de Steinfort. Au programme : de la musique, du théâtre, des ateliers, le tout dans une ambiance de rêverie d'une nuit d'été et gratuitement. La rencontre au Mirador, concoctée par l'asbl Kultur Stengefort a attiré 1 500 visiteurs l'année dernière. En pleine nature, démarrant en fin d'après-midi et avec une offre pour les grands et les petits, le festival vise des publics variés. Fred Barreto Group et Alfalfa figurent en tête de l'affiche musicale. Le quatuor luxembourgeois avec le guitariste brésilien Fred Baretto y combine l'énergie du rock avec les vibrations du blues. Le duo Alfalfa fera résonner l'espace de sons pop électroniques et acoustiques. La scène Stage Wagon vibrera de

jeunes talents luxembourgeois : Blue-ish, Ethan Carey, Kevin Heinen, Mylène et Dusty D. Une forêt magique, animée de contes de fées, attend les jeunes festivaliers. Les conteuses Isabelle Hild et Renée Weber (accompagnées musicalement par Sophie Uhrhausen et Christian Schramm) veilleront à leur enchantement avec des lectures. Le cirque Animatrix et les clowns Jac et Joe titilleront l'imagination des jeunes rêveurs. La pièce de théâtre *De klenge Stär*, écrite par Anja Di Bartolomeo et interprétée par Claire Hertz (photo : Sven Becker), fera lever les yeux d'enfants vers le ciel. Une autre pièce théâtrale interactive *E Stär fir den Granz-Mulles* de la même auteure, mise en scène par Nicole Tomasina de Rido 85, clôture le festival. aia



Global Citizenship

In den vergangenen Monaten hat die Luxemburger Unesco-Kommission Veranstaltungen rund um das Thema Global Citizenship organisiert. Unter der Leitung von Samuel Hamen ist in dem Rahmen ein Dossier in den *Cahiers luxembourgeois* erschienen, das der Frage nach dem Inhalt einer staatenübergreifenden Zugehörigkeit nachgeht. Der Dichter Pierre Joris erinnert sich an seine Kindheit in Ettelbrück und seine frühe Liebe zum Kino. Diese Liebe schuf zugleich eine recht amerikanisierte Vorstellungswelt im jungen Pierre Joris – die Leinwände evozierten Tagträume von Westernhelden. Der Beitrag liest sich paragrafenweise wie eine Verschriftlichung des Films *Cinema Paradiso* (1988), der stimmungsvoll die Bedeutung der Lichtspielhäuser in der Nachkriegszeit nachzeichnet. Die Theaterregisseurin Marine Bachelot Nguyen lässt ihren Text mit der Aussage „Tous les citoyens du monde que je connais sont blancs“ beginnen. In ihrem Beitrag sind weiße Menschen mobil, alle anderen nicht. Dass

sie dabei transnational agierende Diktatoren am Genfersee übersieht, scheint klar. Eine Antwort auf Analysen, die nicht über Hautfarben hinaus gehen, liefert Tonio Schachinger gleich im Anschluss. Der österreichische Schriftsteller beschreibt wie unmöglich es für ein Subjekt eines Staates ist, seine Nationalität zu bestimmen – zu viele Fiktionen überlagern den Gegenstand. Demgegenüber sei es einfacher, sich vorzustellen man sei ein *Global Citizen*. In seiner Erzählung muss der globale Mensch keine lokalen Politikandale, gescheiterte Sportevents und falsche Töne beim Eurovision-Song-Contest beachten. sm

ARCHÉOLOGIE

Le néolithique à portée de bourse

Le Fonds culturel national a décerné pour la première fois la Bourse Fondation Schleich-Lentz, destinée à des chercheurs ou des associations travaillant sur des projets archéologiques au Luxembourg. Le jury a voté à l'unanimité en faveur du projet proposé par la Société préhistorique luxembourgeoise (SPL). La bourse servira à réaliser une étude régionale sur l'impact des activités humaines sur le paysage au néolithique. Le projet ambitionne de préciser l'ampleur des défrichements de la forêt au cours des trois millénaires qui ont suivi l'installation des premières communautés paysannes au Luxembourg. Car le pays dispose de sources d'informations

archéologiques importantes et peu exploitées jusqu'ici. Des milliers de haches en pierre découvertes témoignent de la présence de fermes et de villages néolithiques, et matérialise l'emplacement de ces habitats dans le paysage. Un prototype d'étude sera ainsi réalisé pour la région de Beaufort, Ermsdorf, Medernach, Waldbillig, une zone riche en vestiges préhistoriques répartis dans trois collections. La plus importante est celle de Marcel Ewers (ancien président de la SPL) qui a prospecté pendant plus de quarante ans dans un rayon de trois kilomètres autour de sa ferme à Haller suivant un maillage très serré. Cette collection, à elle seule, compte plus de 20 000 artefacts. La SPL travaille en étroite collaboration avec l'Institut national de recherches archéologiques et diffuse les résultats de ses recherches par l'intermédiaire du Bulletin interrégional de pré-et protohistoire. Cette première attribution de la Bourse Fondation Schleich-Lentz valorise le travail des bénévoles. aia

PROGRAMME

Interroger le monde

Le programme de la prochaine saison du Kinneksbond de Mamer s'attache, selon son directeur Jérôme Konen, « à des questionnements sociétaux ». Le centre culturel a fait le choix d'approcher des thèmes actuels graves, mais avec un brin de légèreté, un zeste d'humour ou la poésie. Dans la pièce *Céline*



de Juliette Navis, le personnage qui ressemble à une célèbre chanteuse québécoise interroge notre relation à la mort. Seule en scène, Laure Mathis avance avec drôlerie sur la crête raide de la folie du monde. Début 2024, une succession de trois spectacles sondera le fossé entre l'individu et la société dont il fait inextricablement partie. *Hidden Paradise* d'Alix Dufresne et Marc Béland expose les conséquences du système des paradis fiscaux (photo : Maxime Côté). Sur le son d'un entretien radiophonique qui décrit cette escroquerie fiscale légale, les corps de deux danseurs se tordent de façon absurde et font ressentir aux spectateurs ce que le paradis des uns entraîne d'inférieur pour les autres. Les artistes suisses Igor Cardellini et Tomas Gonzalez, associés à la comédienne Frédérique Colling, adaptent pour le Luxembourg leur création *L'Âge d'or*. Ils y décortiquent avec ironie les idéaux consuméristes. Au fil d'une promenade à travers le centre commercial Belle Étoile, le public, muni de casques audio, est convié à découvrir les enjeux de ce temple de la consommation. La performance *In a Corner the Sky Surrenders* de Robyn Orlin, créée en 1994 et dédiée aux sans-abris

new-yorkais, a resurgi pendant le confinement de 2020, telle une métaphore de l'éveil soudain et brutal de notre instinct de survie. Ce solo fondateur est repris par la danseuse et chorégraphe ivoirienne Nadia Beugré. Il est aussi question de survie dans *Je crois que dehors c'est le printemps* un texte de Concita Giorgia, adapté pour le théâtre par Gaia Saïtta. Cette histoire vraie, la tragédie ultime d'une mère après la disparition de ses enfants, capte le souffle de résilience, fait valoir le droit au bonheur.

Le programme de théâtre documentaire « Intelligence artificielle » questionnera notre humanité dans le contexte des nouvelles technologies. *dSimon* y convie le public à un dialogue avec le double numérique de Simon Senn, metteur en scène et interprète de la pièce (avec Tamara Leites), développé à partir de quinze ans de traces de vie digitales. Dans *Human in the Loop*, William Cardoso et Anne-Mareike Hess sont chorégraphiés en direct par une intelligence artificielle. Le concept de Nicole Seiler examine le pouvoir d'algorithmes sur la créativité humaine, sans omettre le grotesque d'une telle emprise.

Le cycle de concerts Hannert dem Rid(d)o, des pièces pour jeune public, du cirque, l'incontournable plate-forme européenne pour la jeune création chorégraphique AWA – As we are ou encore un marathon autour de quatre pièces de Molière dirigé par Myriam Muller complèteront cette saison pleine d'interrogations pour ressentir et pour comprendre. aia

Gromperen am Theater

Pour pimenter le temps des vacances de l'art culinaire, Maskénada et Stued Theater ont concocté cinq performances, accompagnées de quatre plats, autour de la pomme de terre (photo: Maskénada). Le premier Performance brunch *Patati Patata* sera servi les 13 et 15 août au Stued Theater à Grevenmacher. Le menu est concocté en luxembourgeois, allemand et français. La carte proposée aux convives est conçue pour répondre aux divers goûts culturels. Pour les gourmets de la musique classique, les hôtes ont prié la mezzo-soprano allemande Alexandra Bentz, accompagnée du guitariste Samuel Klemke, de prendre part à la fête. L'auteure Mandy Thiery tâchera de satisfaire les envies littéraires des visiteurs, en contant une nouvelle histoire du roi de la pomme de terre. La gestuelle des clowns Jac & Joe animera les patates, en cueillant les sourires des invités au passage. Le duo comique Angy & Dan En sera en charge des rires de ce repas pas comme les autres. Sur leur menu figure une palette d'histoires belgo-luxembourgeoises dans lesquelles la pomme de terre joue un rôle non négligeable. aia



Lake, sound and sun

Seule certitude de la météo musicale locale de cette fin d'été : Echternach dresse la « Sunset Stage » pour la 26^e mouture du festival e-Lake ce weekend. Si les organisateurs ne peuvent garantir les rayons de soleil, ils assurent que la scène sera étoilée à souhait. Des stars nationales et internationales ouvrent les festivités dès vendredi. Grosstadtgeflüster, Kaffkiez, Chefket venus d'Allemagne ; De Lâb, Chaild, Balthasar-Rosenfeld-Leen-Moreira, de la scène locale, se produiront avant le coucher du soleil et bien après. Le samedi sera traditionnellement dédié au marathon de DJs (photo : Pierre Weber). Ils mixeront sur leurs platines douze heures durant le meilleur de la techno, dance et EDM & trance. Parmi eux, le pionnier de la trance Ferry Corsten, les nomades égyptiens Aly & Fila ou Mark Sixma des Pays-Bas. Et pas moins de quatorze DJs du pays. La scène du dimanche après-midi appartiendra aux groupes luxembourgeois Mambo Schinki, Schéppe Siwen, The Cookies, Drop & Dowidder, Dr. Gonzo et DJ Dee. Mention spéciale pour la gratuité de l'entrée, rendue possible par l'engagement de 250 bénévoles. aia

DE PAYSAGE EN PAYS SAGE (3)

Derrière la villa d’Auguste Rother, maître des ardoisières

Erwan Nonet

Témoignage d’une industrie florissante au vingtième siècle, les ardoisières de Haut-Martelange s’enrichissent de la rénovation de la villa de son patron, où seront exposées les belles photographies de Nic Molitor prises entre 1902 et 1952

Pour se rendre à Haut-Martelange, il y a de grandes chances que vous passiez par la N4 belge, entre Arlon et Bastogne. Dans ces villages ardennais traversés par la frontière, on repère vite la nationalité des trottoirs : le tourisme à la pompe à créer une géographie bien particulière. Dès que l’on s’éloigne de l’axe routier – une centaine de mètres peut suffire –, la nature éclate. Des forêts de feuillus, des reliefs secs qui font les héros de la petite reine... Il émane de cette campagne sauvagement belle une sérénité calme et affirmée, comme accrochée aux racines de ses plus vieux chênes.

Mais, par endroit, cette image que l’on aurait rapidement qualifiée d’éternelle n’est qu’un leurre. Haut-Martelange en est un exemple parfait. « Il y avait ici l’un des plus grands sites industriels du pays, dont l’organisation et la vie quotidienne n’étaient pas si différentes des installations sidérurgiques du sud », illustre Patrick Diederich, 34 ans, architecte à l’Institut national du patrimoine architectural (Inpa), qui participe à la transformation des vestiges. Une épopée qui a bien failli ne jamais voir le jour puisqu’après avoir racheté le site en 1993, la commune de Rambrouch avait l’intention d’y aménager une zone industrielle et avait même débuté la destruction des anciens bâtiments avant que l’ensemble ne soit inscrit en urgence à l’inventaire supplémentaire des monuments historiques en 2000, puis racheté par l’État en 2003.

Mais dressons d’abord le cadre historique. À Haut-Martelange, le plus ancien témoignage de l’extraction de l’ardoise est représenté sur la carte de Ferraris (1770-1780). À la fin du 18^e siècle, plusieurs familles se partagent de petites parcelles d’où elles extraient des plaques de schiste. Il faudra attendre 1902 pour voir un industriel s’intéresser à cette activité. Auguste Rother, investisseur allemand, rachète ces structures familiales et s’assure la mainmise sur ce filon prometteur. Immédiatement, il met en place les moyens de ses considérables ambitions. Il installe notamment une grande machine à vapeur qui va fournir l’énergie nécessaire aux carrières et aussi la lumière dans les habitations de la région. Les ardoisières s’industrialisent. À l’image des mines ou des hauts-fourneaux, le travail est posté et les journées réglées comme une horloge.

Les fendeurs façonnent les plaques à la scie puis au marteau, avant de les transformer en ardoises de formes variées ou en objet mobilier, comme ces grands évier creusés dans un seul bloc, typiques des habitations du nord du pays. Le Jhangli (train sur voie étroite) relie Haut-Martelange à Noerdange (commune de Pétange) pour exporter les produits finis. Le travail est ici moins pénible que sous terre,

mais il est aussi moins bien payé. Les enfants peuvent y toucher leur premier salaire dès douze ans.

Au fond, la tâche est plus harassante, mais mieux rémunérée. Théoriquement, on peut descendre dans la carrière dès l’âge de seize ans, mais sur les photos d’époque, certains visages semblent bien plus jeunes. Les dimensions de l’exploitation sont impressionnantes. La surface ne dit rien de la sueur qu’ont versée les ouvriers qui, au milieu du vingtième siècle, étaient 600 à œuvrer dans les ardoisières. Pour suivre le filon, les mines plongent obliquement dans les entrailles de la Terre. Les chambres souterraines sont immenses : entre quinze et vingt mètres de large, plus de vingt mètres de long et toutes s’enfoncent à 168 mètres de profondeur. Grâce aux excellentes propriétés statiques du schiste, les volumes coupent le souffle. On estime qu’un million de mètres cubes d’ardoises ont été sortis de terre à Haut-Martelange.

Au fond, un voyage époustouflant

Le parcours de la visite proposée depuis octobre dernier est, sur ce point, remarquable. Après trois ans de travaux, il est désormais possible de traverser sept chambres sur 350 mètres et environ 370 marches. Quelques panneaux permettent d’approfondir la connaissance du site, mais l’accent est davantage mis sur l’émotion, avec un jeu d’éclairage subtil et esthétique qui évite avec bonheur la grandiloquence baveuse que l’on subit souvent dans ce type de lieu souterrain. Ici, la mise en scène est précise et ce minimalisme rend hommage aussi bien à la beauté brute de l’endroit qu’au travail fourni par les mineurs. Choisir une visite guidée par l’un des membres de l’équipe de bénévoles dévouée à ce lieu sera donc une très bonne idée. Les 9,2 millions d’euros qu’a coûté le parcours sont incontestablement de l’argent bien investi. Entre octobre 2022 et mai 2023, plus de 5 000 visiteurs ont déambulé dans cet univers fascinant.

Un des défis ayant touché à la fois l’industrie et le tourisme dans les ardoisières de Haut-Martelange est l’eau. La nappe phréatique se trouve à douze mètres de profondeur et il est indispensable de l’évacuer pour évoluer sous terre. C’était une des missions principales de la machine du vapeur du début du vingtième siècle et, aujourd’hui, trois circuits de pompage ont été installés dans l’ancien plan incliné à travers lequel sortaient les dalles d’ardoises. « L’eau monte de un à cinq cm par jour l’été, nous ne craignons donc aucune catastrophe », relative Patrick Diederich, d’autant qu’une seule des pompes fonctionne quotidiennement, les autres étant là en secours. Trois sondes vérifient constamment les niveaux à deux endroits du site. Cette eau, acteur majeur de la beauté de la visite souterraine, est aussi un marqueur climatique

intéressant. Lors de l’hiver 2021/2022, très pluvieux, les pompes ont dû extraire 750 mètres cubes par jour pour maintenir le niveau de la nappe à 42 mètres. Pendant tout le mois d’août 2022, particulièrement sec, seuls 60 mètres cubes ont été déplacés.

L’aménagement du nouveau parcours souterrain est une étape essentielle dans le processus de mise en valeur du site, mais il n’en signe pas la fin. En ce moment, c’est un bâtiment riche en significations qui est rénové : la villa du patron des ardoisières. « Auguste Rother l’a fait construire en 1902, dès le lancement de son entreprise, explique Patrick Diederich. Comme souvent sur les sites industriels de cette époque, par exemple au château Belval ou à la Metzerschmelz, la vue donne directement sur les aires de travail, de façon à ce qu’il puisse tout observer, y compris lorsqu’il est chez lui. »

Depuis 1986, année où l’exploitation a cessé, la villa est vide. « Tout le mobilier a été vendu et la famille a complètement coupé les ponts avec son passé, précise l’architecte de l’Inpa. Nous avons essayé de contacter des descendants, en Allemagne, mais ils n’ont pas semblé intéressés par notre démarche. » L’endroit va devenir un passage important de la visite. Le niveau inférieur sera réservé aux bénévoles de l’association Les Amis des ardoisières, qui font



La Villa Rother est en cours de rénovation

Un des grands intérêts de la villa est d’être restée dans son jus de 1938

vivre le site au quotidien. Au premier étage, le salon et le fumoir accueilleront une exposition de photographies. Un espace bibliographique sera, quant à lui, installé au deuxième étage.

Un des grands intérêts de la villa est d’être restée dans son jus. « En 1902, elle ne comptait que deux étages et un toit en croupe simple, des volets battants en métal et la façade ouest était recouverte d’ardoises, indique Patrick Diederich. En 1938, pour offrir davantage de place à sa famille et assoir un peu plus son prestige, Auguste Rother l’a fait rehausser d’un étage mansardé. Il est intéressant de constater que ces travaux ont été réalisés avec des techniques allemandes, inusitées dans la région. La mansarde a été bâtie selon la méthode *Altdeutsche Schuppendeckung* et les pièces métalliques renforçant certains éléments de la nouvelle charpente sont des signatures allemandes typiques. » Ces procédés peuvent être rapprochés de l’étonnant pavillon de chasse en bois au style terriblement alpin, juste derrière la maison. Pour le bâtir, Auguste Rother est allé chercher l’entreprise suisse Kuoni, de la ville de Chur.

Des papiers-peints d’avant-guerre

La restauration de la villa doit lui redonner l’éclat qu’elle possédait en 1938. La distribution des pièces sera maintenue, on continuera donc à constater l’évolution de l’architecture intérieure entre 1902 et 1938. Les niveaux anciens sont parsemés de petites pièces constituant un entrelacs assez labyrinthique, tandis qu’à l’étage plus moderne, les chambres sont plus spacieuses et distribuées autour d’un grand couloir. Étonnamment, la décoration intérieure a très peu évolué. Les papiers peints, par exemple, sont d’avant-guerre dans plusieurs pièces. « Une restauratrice luxembourgeoise octogénaire, Jacqueline Gillian, va se charger de les rénover », avance Patrick Diederich. Pousser la porte des salles de bain revient également à remonter dans le temps. Celles de 1902, notamment,

avec leurs onéreuses faïences colorées, témoignent de l’aisance financière des Rother.

Les travaux portent actuellement sur la rénovation de l’enveloppe du bâtiment (façade et véranda). « C’est un casse-tête, souffle l’architecte. Nous souhaitons revenir à l’état de 1938, mais plusieurs couches d’enduits ont été apposées depuis. Les sondages nous aident sur la composition de celui qui est notre modèle, mais les couleurs ont presque disparu, il n’en reste plus que des traces ténues. » Les experts essaient de s’approcher au plus près de la couleur d’origine grâce au nuancier de beiges réalisé par la société Buccio, en charge du travail. Pareille tâche est accomplie sur les différentes couches de peinture qui recouvrent l’architecture métallique de la véranda.

Le clou de la visite de la villa sera l’exposition de photographies prises par Nic Molitor entre 1902 et 1952, année de son décès. Devenu rapidement ami d’Auguste Rother, ce propriétaire d’un hôtel-restaurant de Bigonville était un photographe amateur de talent. Pendant un demi-siècle, il a documenté toute l’activité de la région et notamment celle des ardoisières. Malin, il prenait ces clichés dans le but d’hériter des cartes postales pour inciter les visiteurs à s’installer dans son établissement.

Sa collection a été retrouvée par sa belle-fille, Grétychen Molitor-Schonckert dans le grenier de l’hôtel-restaurant. Elle l’a confié au Centre national de l’audiovisuel (Dudelage), où les 1700 plaques de verre et tirages papier ont été numérisés et où ils sont désormais conservés. Conformément au souhait des héritiers Molitor, le musée des ardoisières a le droit de les exposer.

« Ces photographies sont géniales, s’enthousiasme Patrick Diederich. D’une part elles sont très belles, mais elles témoignent aussi de tous les aspects de la vie quotidienne de la première moitié du vingtième siècle à Haut-Martelange. On y voit les hommes, les femmes et les enfants au travail, les différents bâtiments des ardoisières, mais aussi l’architecture des maisons, les fêtes de village... Elles constituent une source d’informations socio-économiques précieuse qui mérite d’être montrée au public. »

Avec le Fond-de-Gras à Pétange, les ardoisières de Haut-Martelange sont un site industriel dont la reconversion patrimoniale et touristique représente une priorité pour le pays. Lorsque la rénovation de la Villa Rother sera achevée, il y a fort à parier que l’attention se portera sur un autre secteur des huit hectares protégés. Des projets déjà bien cadrés concernent notamment l’ancienne cantine, qui pourraient garder son rôle et diversifier l’offre sur place. ●



Patrick Diederich, architecte à l’Institut national du patrimoine architectural

Sur le métier

Marianne Brausch

L'exposition *D'histoire(s) et d'art* au Musée national d'archéologie, d'histoire et d'art (MNAHA) est mise en scène de manière majestueuse. Un mur est couvert d'œuvres du 18^e siècle, de toutes les tailles et de tous les genres, comme dans une galerie princière ou royale. On se souviendra que la première ouverte au public fut la Galerie du bord de l'eau au Louvre durant la Révolution française. Le peintre Hubert Robert en a laissé la vision idéale de l'art pour tous.

C'est sur ce modèle que sont exposés les quarante tableaux de l'exposition *D'histoire(s) et d'art*. Mais ce ne sont pas à vrai dire des chefs d'œuvre qu'ont peint les 80 peintres répertoriés dans la thèse d'Henri Carême comme actifs au 18^e siècle et originaires du duché de Luxembourg. Pour la première fois, cet historien de l'art propose un travail scientifique sur la vie et l'œuvre des peintres

Une exposition à double tranchant : réductrice mais qui pourrait aiguïser la curiosité

issus, d'est en ouest, entre Saint-Hubert et Bitbourg et, du nord au sud, d'Orval et Halanzy à Marche-en-Famenne. Il est un des commissaires de l'exposition.



Face à face, les tableaux et les films explicatifs

On voit réunies, sans hiérarchie et à touche-touche, des scènes bibliques, des saints subissant leur martyre, un théologien de l'Église catholique (Thomas d'Aquin), des peintures décoratives, un portrait de l'empereur Léopold II d'Autriche (1714-1794). Au 18^e siècle, le duché faisait en effet partie des Pays-Bas méridionaux, possession des Habsbourg d'Autriche. Un membre de la noblesse aussi, Jean-Baptiste de Blochausen, présent sans doute dans l'exposition en sa qualité d'un des premiers maîtres de forge artisanale.

On voit aussi des notables qui avaient les moyens de se faire portraiturer, comme le fondateur d'une dynastie, Jules-Joseph-Antoine Pescatore ou le notaire Philippe Servais de Mersch et son épouse. On ne retracera pas ici la saga des Pescatore, dont le plus illustre fut au 19^e siècle, Jean-Pierre, banquier, mécène des arts et philanthrope ou des Servais, dont Emmanuel travailla à l'élaboration des différentes versions de la Constitution du Grand-Duché et signa en 1867 le Traité de Londres qui en faisait un pays indépendant. Ce n'est pas le sujet de l'exposition.

Le niveau des peintures *D'histoire(s) et d'art* est loin d'être exceptionnel. C'est précisé dans le montage audiovisuel qui accompagne les tableaux sur l'autre pan de mur de la galerie ; une « exposition immersive », en miroir des tableaux. Être peintre dans le duché, ce n'était pas un métier qui rapportait gros. Aussi les artistes ont été fresquistes, doreurs, ébénistes pour subvenir à leurs besoins, comme par exemple pour décorer l'actuel ministère d'Etat, anciennement le refuge de l'Abbaye de Saint-Maximin de Trèves à Luxembourg.

Un peintre luxembourgeois avait donc peu de chances d'accéder à la notoriété, les commandes ne s'y prétaient pas, les mécènes étaient ailleurs. Et pourtant ! Charles Sauvage (né à Verviers et mort à Luxembourg), maître-peintre, forma deux autres peintres représentés dans l'exposition, Nicolas Collard (de Malmedy) et Philippe Doyé (de Diekirch). Mais surtout son fils, Jean-Pierre Sauvage, né à Luxembourg en 1699 qui mourut à Bruxelles en 1780. Il avait été nommé parmi les peintres officiels de la cour des Pays-Bas autrichiens qui y avait son siège. Le visiteur attentif, repérera la qualité picturale du portrait de Charles de Lorraine, son commanditaire, gouverneur des Pays-Bas méridionaux, donc du duché.

Jean-Louis Gilson, plus connu sous son nom d'ordination, frère Abraham, est une figure atypique par son parcours de vie. Il fut moine à l'Abbaye d'Orval où il ouvrit une école de peinture avant de revenir à la vie laïque. Né à Habay-la-ille en 1741 et décédé à Florenville en 1809, c'est le seul qui a fait des études de peinture à l'étranger : Anvers, Düsseldorf et Mannheim. En attestent son diplôme décerné par l'académie de Düsseldorf de 1777 pour sa formation de huit mois et le premier prix de composition, ainsi que sa nomination comme membre extraordinaire de la même académie en 1786, présentés dans une vitrine à la fin du parcours de l'exposition.

Ses peintures religieuses comme *Sainte Catherine d'Alexandrie*, vers 1783 ou *Moïse obtient la manne du ciel*, vers 1794, sont sans doute de facture honorable. Mais on est surpris par la qualité d'une peinture de genre, avec la mise en scène du personnage principal à l'avant-plan sous un arbre, puis un paysage avec un autre groupe, puis la perspective qui fuit vers un bel arrière-plan vallonné. Elle s'intitule sobrement : *Repos du Chasseur* (1794). On peut voir dans le catalogue que le peintre avait fait auparavant une esquisse à la sanguine. Mais l'intention de l'exposition n'est pas de donner des renseignements sur ce type d'étude, ni ce genre de description.

On apprend dans les commentaires de la partie immersive que les peintres puisaient leur inspiration dans des gravures vues dans des publications qui circulaient abondamment. Dans le catalogue de l'exposition, un résumé de la thèse de l'historien Henri Carême, on découvre ainsi *L'Asie, L'Europe, L'Afrique et L'Amérique* d'après Hubert-François Gravelot, graveur actif au 17^e siècle que le peintre Ignace Milim avait vues dans une *Iconographie par Figures* parue à Paris en 1791. Même chose pour *L'Assomption de la Vierge*, peut-être de Jean-Pierre Sauvage qui est, d'après Carême, une combinaison de deux estampes d'après Charles Le Brun et Pierre-Paul Rubens. Lune est aujourd'hui au British Museum, l'autre au Rijksmuseum.

Les renseignements à l'adresse du public sont plutôt d'ordre pragmatique. On apprend la durée d'une formation dans un atelier luxembourgeois et son coût, l'importance de l'école de peinture de l'abbaye d'Orval, le coût d'un tableau (en fonction de sa taille). C'est intéressant. Mais il a craindre que les visiteurs soient plus attirés par les images qui bougent et les commentaires filmés en vidéo, se limitant à un condensé réducteur de l'enquête historico-sociologique de Carême.

En guise de renseignement sur les tableaux qu'il a sous les yeux, le public ne dispose que d'une feuille A5 plastifiée où sont brièvement nommés les œuvres, leur auteur et leur provenance. Le directeur du MNAHA et autre commissaire de l'exposition Michel Polfer que nous avons interrogé à ce sujet, nous a répondu que le choix immersif avait été fait à la suite d'une évaluation interne. L'étude note que les visiteurs ne s'informent plus à travers des documents imprimés. Il estime qu'en effet, un complément d'information sur les peintres, via des QR-codes était envisageable. On apprécierait personnellement que l'analyse de quelques œuvres représentatives, au plan pictural, de l'histoire du duché et des familles qui ont contribué à l'émergence du pays actuel puisse ainsi bénéficier au public. ●

D'histoire(s) et d'art est à voir au MNAHA jusqu'au 28 janvier. Catalogue : *Peintres et Peintures dans le duché de Luxembourg au XVIII^e siècle*, publié par le MNAHA (408 pages, 62 euros)

CULTURE ET ÉCO-RESPONSABILITÉ (5)

Le tournant vert de la Cité musicale-Metz

Loïc Millot

Rencontre à l'Arsenal, l'un des quatre équipements que comprend la Cité musicale-Metz (avec la BAM, les Trinitaires et l'Orchestre national de Metz), avec Florence Alibert, la directrice générale de l'établissement pour comprendre, côté français, où l'on en est avec l'écologie dans le secteur culturel.

Recrutée en 2017, la jeune femme vient tout juste de rentrer d'une tournée en Turquie avec l'Orchestre national de Metz afin de recueillir des dons pour la population victime du séisme. Elle a pris l'avion, tout comme les autres musiciens qu'elle accompagnait pour ce projet caritatif. Avec les membres de l'orchestre, elle s'est également rendue l'année dernière en Corée du Sud pour y faire entendre le répertoire de Hector Berlioz et de Camille Saint-Saëns sous la baguette de son directeur musical David Reiland. Deux destinations lointaines qui ne permettaient pas de prendre le bus, moyen de transport habituellement privilégié pour les déplacements de l'orchestre aux niveaux régional et transfrontalier, voire au-delà. Parfaitement consciente des enjeux climatiques, Florence Alibert se dit volontiers favorable à une « évolution des

pratiques ». Même parmi les musiciens, confie-t-elle, on s'interroge sur la pertinence de certains trajets au long cours. Mais il ne suffit pas de le décréter pour acter d'un réel changement de paradigme. La directrice générale de la Cité musicale-Metz doit faire face à une « injonction contradictoire », entre la mission de rayonnement international qui incombe à cet orchestre et d'autre part l'implication collective que requiert la transition écologique.

Florence Alibert se définit comme une pragmatique. Elle distingue d'abord la mission principale de l'établissement – la production et la diffusion de spectacles – de ce qui relève de l'engagement sociétal : « Il y a aujourd'hui un consensus dans le secteur culturel sur le fait qu'on est face à une situation d'urgence indéniable et que l'on doit intégrer l'écologie dans la façon dont on met en œuvre nos projets artistiques. On a une responsabilité, comme n'importe quel autre secteur économique ». Depuis trois ans, un groupe de travail dédié au développement durable a été mis en place. Il réunit neuf salariés issus des principaux services (administratif, technique, artistique). Une initiative qui a permis de faire des propositions, d'identifier des ambassadeurs au sein de l'équipe, moteurs envers les autres salariés pour faire en sorte que chacun s'approprie cette phase de transition. Un poste à mi-temps de chargé de mission en développement durable a été créé, puis intégré à la direction technique pour coordonner les actions. Ainsi, une importante subvention de la région Grand Est va permettre de compléter le parc en ampoules LED. L'écologie s'est également imposée dans le cahier des charges des prestataires de la Cité musicale-Metz : « Dans toutes les décisions que l'on prend au quotidien, on essaie de faire en sorte que le développement durable devienne un critère au même titre que la qualité d'une prestation ou que le critère financier. Ce qui peut nous conduire parfois à prendre un prestataire un peu plus cher, parce que celui-ci a une meilleure note sur cet aspect », admet Florence



Florence Alibert mène la Cité musicale-Metz vers une transition écologique

Alibert. C'est le cas dans le choix de recourir à un imprimeur proposant du papier recyclé ou d'opter, depuis 2020, pour de l'énergie verte concernant le fournisseur d'électricité. De même pour le prestataire de nettoyage, qui a dû intégrer le tri sélectif et la réduction des produits plastiques, ainsi que pour le prestataire chargé des transports auquel a été demandé de faire des propositions pour réduire l'empreinte carbone des déplacements de l'orchestre.

Un paradoxe persiste au sein de l'institution messine, qui peut être vu comme le reflet d'un temps aujourd'hui révolu : les soirs de concert le parking de l'Arsenal n'est facturé qu'un euro... Une disposition contre-productive à laquelle Florence Alibert préférerait le modèle initié de Nantes ; la gratuité des transports publics pour les spectateurs. Elle en a fait la demande au Conseil général, ajoutant le besoin de plus d'espaces pour les vélos et plus

de bornes de recharge électriques. En attendant que les choses évoluent côté public, il est possible d'agir durablement et efficacement en interne. L'année 2023-24 sera donc dédiée à la sensibilisation des cadres, assure la directrice. Elle a suivi avec son directeur technique une formation pour engager cette transition avec méthode. Elle espère ainsi pouvoir « lever les freins et les préjugés qui subsistent en interne, au sujet de la nourriture végétane par exemple ». Elle souhaiterait généraliser cette alimentation pour l'équipe et pour les artistes accueillis par la Cité musicale-Metz.

La transition écologique va de pair avec un incontournable travail en réseau, au côté de l'association Grabuge qui dispense des formations pour les professionnels de la culture ou d'Arviva (Arts vivants, arts durables), autre émulateur de bonnes pratiques. L'AFO (association française des orchestres), de Reditec (pour les directeurs techniques) et d'autres structures de la région telles que l'Opéra-théâtre de Metz, le Théâtre national de Strasbourg ou la Filature de Mulhouse sont mobilisés pour mettre en place un inventaire des équipements et concevoir des stratégies de programmation collective. À ce propos, la directrice regrette les clauses d'exclusivité territoriale imposées par certains organisateurs. N'oublions pas enfin le pouvoir de transformation que possède le sensible ; une programmation plus orientée vers le vivant contribue à déplacer les représentations. Il en va du cycle « Bestiaire musical » prévu en janvier 2024 et centré sur les liens avec la nature. « On peut, en tant que structure culturelle, rendre plus désirable un avenir plus sobre. En laissant notamment davantage de place à des propositions artistiques qui sensibilisent le public et en construisant des actions d'éducation artistique qui font lien entre le travail de l'artiste et le vivant. C'est ainsi que nous pourrions produire de nouveaux imaginaires, l'une des grandes forces du travail artistique. », rappelle la Florence Alibert. ●

PATRIMOINE CULTUREL IMMATÉRIEL (2)

Sainte-Barbe, symbole de courage

Yolène Le Bras

Célébrée par les mineurs depuis l’exploitation des premières mines de fer à la fin du 19^e siècle, Sainte-Barbe continue d’être fêtée en hommage au passé industriel du pays



Le culte de Sainte-Barbe est encore vivace à Kayl notamment

John Lorent, à la retraite depuis l'année dernière, a été conseiller communal pendant plus de trente ans et bourgmestre (LSAP) de Kayl-Tétange durant seize années. Après un coup de téléphone un dimanche matin de l'association des anciens mineurs de Tétange, se faisant du souci quant à la pérennité de la fête de la Sainte-Barbe, il devient aussi le président du comité Sainte-Barbe Tétange, fondé en 1954. Né à Dudelange et ayant vécu à Tétange, village minier situé en plein gisement ferrifère, et dont tout le paysage alentour a été forgé par les exploitations à ciel ouvert et les galeries souterraines, il n'aurait pas pu refuser de reprendre le flambeau. L'enfant du Minett se souvient de voir, et surtout d'entendre, les coups de mine depuis son école primaire : « À l'époque, ces bruits faisaient partie du quotidien ».

Les « tours d'expérience » autour de Sainte-Barbe, comme les appelle Simone Lorang, animatrice en aumônerie scolaire, permettent de donner une idée de cette époque. Que ce soit pour la Saint-Nicolas, la fête d'Emmaüs ou encore l'Octave, celle-ci fait des recherches pour avoir du matériel explicatif et intervenir auprès des classes mais aussi des adultes. « Mes tours durent toujours deux heures et, pour la fête de la Sainte-Barbe, je passe une heure et demie à expliquer les dangers du travail dans les mines », explique-t-elle. Le danger était omniprésent. Si quelque chose se déroulait mal lors du dynamitage bien sûr, mais aussi si la mine s'effondrait malgré l'examen du *Steiger*, ou maître mineur, qui venait contrôler les parois des mines. Si les parois étaient jugées trop fragiles, elles étaient soutenues par des pièces de bois, les étrépillons. Enfin, des accidents de train pouvaient survenir, si une pierre tombait dessus par exemple. « Un mineur mourrait chaque mois », souligne Lorang. Et, à l'entrée de chaque mine, une petite statue de Sainte-Barbe devant laquelle les mineurs retiraient leur chapeau et la suppliaient de les protéger. Après leurs douze heures de labeur, ils la remerciaient que tout se soit bien déroulé.

L'enseignante en religion explique aux enfants que chaque mineur avait deux plaques à leur nom, une qui les accompagnait dans les profondeurs et l'autre qui restait accrochée dans les vestiaires,

Sur toutes les années d'exploitation 1 551 mineurs ont perdu la vie

aussi appelés « la salle des pendus », en raison des vêtements suspendus très haut pour gagner de la place et sécher plus rapidement. Leur travail terminé, ils remplaçaient la deuxième plaque aux côtés de l'autre. S'il n'en restait qu'une, on savait quelle personne était restée enfouie. « Il y a des mineurs qu'on n'a jamais retrouvés », précise gravement Simone Lorang. De l'ouverture de la première mine luxembourgeoise à la fermeture de la dernière, en 1981, 1 551 mineurs ont perdu la vie. Le plus jeune avait treize ans seulement et le plus vieux 78. John Lorent rappelle aussi : « Avant les Luxembourgeois étaient des paysans, ils ont dû faire appel à des spécialistes de l'étranger, de Silésie notamment, mais aussi d'Italie, de France et d'Allemagne, pour ouvrir les mines ». La tradition autour de Sainte-Barbe s'est transmise en même temps, à travers les mineurs arrivés au Luxembourg.

L'ancien maire de Kayl-Tétange s'étonne que les mineurs, durs de caractère et ayant vu nombre de morts et d'accidentés au fond de la mine, aient choisi Sainte-Barbe comme patronne: « Parmi les mineurs, il y avait beaucoup de gens qui n'étaient pas croyants du tout mais, le jour de la Sainte-Barbe, ils allaient quand même à la messe », sourit-il. Quant à Simone Lorang, elle soutient que les mineurs ont choisi cette protectrice pour son courage, le même dont ils ont eu besoin pour entrer dans la mine. Pour que les enfants comprennent ce courage, elle leur raconte aussi l'histoire de cette Barbe, qui aurait vécu au troisième siècle après Jésus Christ... mais en l'enjolivant. Alors que son père païen voulait la marier, celle-ci préfère

consacrer sa vie au Christ. Dans l'histoire originale, il tente de l'immoler et finit par lui couper la tête avant de se faire frapper par la foudre mais l'enseignante préfère dire que le père aimait sa fille et était partagé entre son amour pour elle et son devoir de dénoncer les chrétiens. Il l'aurait ainsi simplement « livrée » à l'empereur pour quelle soit tuée. « L'essentiel c'est que les gens fassent le lien entre Sainte-Barbe et les mineurs ».

De Dudelange à Pétange, mais aussi à Haut-Mar-telange et ses ardoisières, Sainte-Barbe continue d'être célébrée. Chaque 4 décembre, la fête commence avec des pétards puis une procession, au cours de laquelle une statue de la sainte est portée par les fils de mineurs à travers les communes, est organisée. « À Tétange, la statue originale reste dans l'église car elle est en plâtre et donc fragile, une copie en bois est utilisée pour le cortège » précise l'ex-bourgmestre. Après un rassemblement près du centre culturel, des fleurs sont déposées sur la tombe du dernier mineur décédé. Ensuite, la messe solennelle est suivie d'une réception avec les autorités locales et parfois nationales. « Puis on mange et on passe l'après-midi ensemble. Je connais bien les mines car les anciens m'en ont beaucoup parlé » complète Lorent. Ce dernier est optimiste quant à la pérennité de la fête de la Sainte-Barbe : « En tant que maire j'ai constaté qu'avant les écoles ne prenaient jamais part au cortège mais, depuis une dizaine d'années, les élèves participent. Ça fait des cortèges monstres avec tous les enfants ! Cette fête traditionnelle fait même l'objet de discussions en classe », se réjouit-t-il.

John Lorent affirme que « la fête de la Sainte-Barbe est un vecteur pour transmettre les connaissances de ce passé industriel qui sans elle tomberaient dans l'oubli. C'est important, même pour les nombreuses personnes qui ne sont pas nées au Luxembourg, de savoir ce qui s'est passé dans le pays depuis 150 ans ». Simone Lorang partage son avis et soutient que des traditions comme celle de Sainte-Barbe « font partie de la culture du Luxembourg ». L'inscrire sur la liste du patrimoine immatériel du Luxembourg et, peut-être, sur celle de l'UNESCO, permettra « d'être encore plus assurés qu'elle ne va pas disparaître » conclut l'enseignante. ●

UN ANNIVERSAIRE DE 110 ANS

Big Bang de peinture

Wols, de son vrai nom Alfred Otto Wolfgang Schulze est né en 1913 à Berlin, est mort à Paris, le 1^{er} septembre 1951, rue du Bac, ayant demandé son transfert de l'hôpital à l'hôtel Montalembert, près de Gallimard. Malgré la reconnaissance enthousiaste de ses pairs – Georges Mathieu sort en 1947 de la première exposition des œuvres de Wols chez René Drouin bouleversé, « le cri le plus lucide, le plus évident, le plus pathétique... » – on peut se demander si Wols à la place qui doit être la sienne, dans toute sa singularité, dans l'histoire de la peinture. Peut-être recouvert des étiquettes d'écoles qu'on lui attache, abstraction lyrique, tachisme, art informel. Elles disent vrai, ratent l'essentiel. Et nonobstant les expositions qui se sont succédées après sa mort. Nonobstant l'engagement de ses collectionneurs, parmi lesquels en premier Karsten Greve qui, dans ses galeries, ne cesse les hommages à leurs cimaises, dernièrement à Paris justement, rue Debelleye, avec en plus un imposant ouvrage du poids d'une véritable pierre tombale, pour l'artiste inhumé dans le columbarium du Père-Lachaise ; l'exposition sera reprise dans les espaces de la galerie à Cologne, au printemps prochain.

Entre Berlin, Dresde et Paris, Wols, c'est tout le drame européen du vingtième siècle. Destinée terrible qui occulte de même peut-être l'œuvre du photographe, de l'écrivain, du plasticien. Fuyant la montée du nazisme, il vient à Paris, il y vit des portraits photographiques qu'il fait, devient le photographe officiel du Pavillon de l'Élégance et de la Parure à l'Exposition Universelle de 1937. Il fréquente les milieux surréalistes, les photos ont cet air, d'autres sont comme des anticipations existentialistes.

Pas de permis de travail, réfugié déclaré apatride, avec sa compagne Gréty il part en Espagne, mais les franquistes l'arrêtent comme Allemand déserteur. Il est expulsé en France où l'on n'est pas plus hospitalier à cet étranger louche. C'est l'internement dans différents camps dont celui des Milles, connu pour avoir « hébergé » également Max Ernst et Hans Bellmer. Pendant la guerre, on se cache, à Cassis, on vit dans une grande misère, à Dieulefit, nom qu'il aurait fallu inventer.

À part les photos et les textes, des ces années terribles, il existe les œuvres sur papier, de dimension très réduite bien sûr. Mais il s'y déploie dans le faste des mondes imaginaires, il y pousse et fleurit des compositions abstraites, sortis de quels songes, de quelles rêveries. Le trait est délicat, fin, peut faire penser à Feininger, le charme, lui, avec les rehaussements d'aquarelle, à Klee. Mais les

microcosmes de Wols portent toujours leur part de fragilité, voire de blessure, il est définitivement marqué comme un exilé du réel.

Wols : ses écrits, ses photographies, ses œuvres sur papier, ses toiles, en toute et entière liberté

Les toiles, c'est l'après-guerre, donc sur une période extrêmement courte, et elles ne sont pas en grand nombre. Mais citons encore Mathieu, à la sorte de Drouin : « Quarante toiles : quarante chefs-d'œuvre. » Dans le livre qui vient de sortir, une caractérisation s'impose, s'avère la plus forte, une double page extraite de *Magnum – die Zeitschrift für das moderne Leben*, numéro 24, daté de 1959, avec deux photos juxtaposées, une explosion atomique et une toile Wols, et le texte suivant : « Wenn heute ein Maler ein « Blumenstück » malt... dann kann es aussehen wie eine Explosion... dieselbe explosive Kraft, die alle bisher gebräuchlichen Formen zu sprengen scheint. » Déflagration, avec ce que cela comporte de violence. Mais une autre image peut venir à l'esprit, corrigeant l'impression négative : celle du Big Bang du modèle cosmologique décrivant l'origine et l'évolution de l'univers. Dilatation rapide avec de la chaleur, de la densité. Des fois un tournoiement, un tourbillon autour duquel un monde s'éclate et se forme. Étrangement, une toile de Wols ne porte-t-elle pas tel titre : *L'œil de Dieu* ?

C'est Jean Paulhan qui donne à tout cela sa véritable signification dans l'histoire de l'art : « Les anciens peintres commençaient par le sens, et lui trouvait des signes. Mais les nouveaux commencent par des signes auxquels il ne reste qu'à trouver un sens. » En toute liberté, pour tout le monde. ● Lucien Kayser

Wols, le photographe, le plasticien



KINO

Überladene Toy Story

Marc Trappendreher



Barbie (Margot Robbie) und Ken (Ryan Gosling) fahren nach L.A.

Seit 1959, als Ruth Handler für ihre Firma Mattel die erste Barbiepuppe produzieren ließ, wird in Bezug auf das Warenfranchise die Frage verhandelt, wie feministisch die wohl berühmteste Puppe der Welt ist. Eines ist gewiss: Die Regisseurin Greta Gerwig findet mit der ersten Realspielfilm-Adaption um die Puppe keine Antwort auf diese Frage, vielmehr verliert sich der Film in einer beständigen Wiederholung des Geschlechterkampfes.

Gerwigs Ansatz soll dekonstruktivistisch sein: Barbie (Margot Robbie) lebt im Barbieland, ihr Lebensinhalt besteht in einem Dauerzustand der Ausgelassenheit. Das ändert sich, als sie plötzlich Gedanken über den Tod zu entwickeln beginnt. Schnell findet sie heraus, dass ihr Unbehagen mit ihrem Besitzer in der Realwelt zusammenhängt. Um die Ordnung wiederherzustellen, reist sie mit Ken (Ryan Gosling) nach Los Angeles, nur um dort mit den Problemen der „echten Welt“ konfrontiert zu werden.

Diese grundlegende Gegensätzlichkeit ist der dramaturgische Ausgangspunkt, mit dem Gerwig operieren will: Zwei diametral entgegengesetzte Welten, hier das Barbieland, da die reale, unsere Welt, bilden ein doppeltes Netz, mit dem Gerwig glaubt, keine Fallhöhe fürchten zu müssen, ja sich nach allen Seiten hin absichern will. Ihr Film teilt gehörig gegen das Patriarchat aus, matriachale Strukturen sind dann aber auch verwerflich; wer gegen jeden austeilte, ist auch jedem gefällig. Das

geht dann so: Das Mattel-Unternehmen habe mit der Barbie-Kollektion unerreichbare Schönheitsstandards geschaffen, die sich negativ auf das Selbstwertgefühl junger Frauen auswirken und sie zu Opfern kapitalistischer Marktlogiken machen. Doch Barbie ist auch der Inbegriff für das Träumerische, sie ist die Projektionsfläche, die die Ambitionen junger Mädchen beflügelt, sie steht also auch für das *female empowerment*. Ken ist in der Barbiewelt kein Subjekt, sondern existiert nur im „female gaze“ der Barbie. In der realen Welt wiederum sieht er sich im Patriarchat bestätigt, das er dann ganz rückwärtsgewandt im Barbieland etabliert. Und so weiter. Da wird ein Problem in der einen Welt bezeichnet, nur um es in der anderen Welt zu spiegeln. Gerwigs einziger Schluss scheint einer der breitflächigen Konsensstiftung zu sein: Alles ist verquer in einer Welt der Gegensätzlichkeiten, der verkehrten Rollenbilder, der Machtasymmetrien und der allumfassenden Ungleichheit der Geschlechter, kurz: Es ist kompliziert.

Barbie ist ein Film der bissigen, klugen Aussagen, der Aktualitätsdiskurse aufgreift, mit denen Gerwig sich am Puls der Zeit bewegt, nur um sie mit konträren Positionen wieder zu entschärfen. So bezieht der Film seine Komik weniger aus den wortwitzigen Dialogen, sondern vielmehr aus dem ausgelassenen, ungemein karikierenden Spiel seines Hauptdarstellers: Ryan Gosling arbeitet sich unbekümmert und nahezu hemmungslos an seinem Image des ewigen Schönlings ab, beweist dabei Mut zur genüsslichen selbstironischen Übertreibung. Die Lust am eigenen Spiel

Barbie ist ein Film der bissigen, klugen Aussagen, die mit konträren Positionen wieder entschärft werden

ist es, die ihn antreibt. Überzeugen kann der Film besonders mit seinem Produktionsdesign und dem zunächst liebevoll gekünstelten Austausch der Figuren, der tatsächlich aus der Fantasie eines spielenden Kind so erdacht worden sein könnte. Je mehr sich *Barbie* aber zur angestrebten feministischen Gesellschaftskritik hinwendet, die sich gänzlich auf den Geschlechterkampf reduziert und keinerlei Perspektive auf wirtschaftliche oder kulturelle Beziehungen mitdenkt, desto unkenntlicher wird die Aussage des Films. Dies ist denn auch nicht verwunderlich, vergegenwärtigt man sich, dass der Film von Mattel mitfinanziert wurde: Die mitunter offene feministische Kampfansage ist Teil des Vermarktungszwecks. ●



Appel de candidatures

Procédure : européenne restreinte
Type de marché : Services

Réception des offres ou des demandes de participation :
Date limite : 15.09.2023
Heure : 10.00 heures

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Appel de candidatures en vue du financement de la construction et de l'équipement d'un nouveau Centre sportif, y compris l'aménagement des alentours.

Description succincte du marché :
– Financement de la construction du nouveau Centre sportif.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Toutes les informations nécessaires sont disponibles dans le présent avis.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions et montant du financement du projet :
Conclusion d'un emprunt couvert par une garantie de l'État luxembourgeois en vue du financement d'un projet d'un montant allant jusqu'à 114 320 000 euros.

Conditions de participation :
La capacité économique et financière des candidats sera analysée. À cette fin, les candidats sont priés de transmettre les documents suivants via le portail des marchés publics :
– Une note présentant le candidat ;
– Les comptes annuels des 3 derniers exercices clos ;
– Une attestation d'inscription au registre professionnel du pays d'origine ;
– Les états émanant du fisc et des établissements d'assurances sociales du pays de référence relatifs aux obligations fiscales et de sécurité sociale du candidat.

Les candidats adresseront toute demande de renseignements concernant ce marché au pouvoir adjudicateur par l'intermédiaire du portail des marchés publics dans un délai de 15 jours avant la date limite de remise du dossier de candidature. Les réponses seront envoyées à tous les candidats au plus tard 6 jours avant la date limite au moyen du portail des marchés publics.

Seuls les candidats retenus recevront le dossier d'appel d'offres.

Réception des candidatures :
La date limite de remise des dossiers de candidature est le 15 septembre 2023 à 10.00 heures. La remise des candidatures se fera obligatoirement par voie électronique sur le Portail des marchés publics (www.marches-publics.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
07.08.2023

La version intégrale de l'avis n° 2301713 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Poste vacant

Le Ministère des Affaires étrangères et européennes
L'Office National de l'Accueil (ONA)

recrute

Assistant social (m/f) dans le groupe d'indemnité A2 à durée déterminée et à temps plein jusqu'au 17 octobre 2024 avec une prolongation envisageable de 6 mois.

Conditions d'admission :

Vous êtes titulaire d'un grade ou diplôme délivré par un établissement d'enseignement supérieur reconnu par l'État du siège de l'établissement et sanctionnant l'accomplissement avec succès d'un Bachelor en tant qu'assistant social reconnu au GDL ou de son équivalent. Vous disposez de l'autorisation d'exercer la profession.

Les candidats (m/f) désirant poser leur candidature pour le poste vacant sont priés de consulter le site www.govjobs.lu sous la rubrique « postes vacants » afin d'avoir plus de renseignements sur les missions et les requis du poste vacant ainsi que pour s'informer sur la procédure à suivre.

Date limite de candidature :
04.09.2023



Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 29.09.2023 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture:
SNHBM 2B, rue Kalchesbruck
L-1852 Luxembourg.
Intitulé :
Lot serrurerie.
Description :
L'exécution des travaux de serrurerie de 3 immeubles résidentiels à Erpeldange-sur-Sûre.
Conditions d'obtention du dossier de soumission :
Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des offres :
Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures
Date de publication de l'avis 2301717 sur www.marches-publics.lu :
04.08.2023



Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 29.09.2023 à 10.00 heures

Lieu d'ouverture:

ZEITGENÖSSISCHE KUNST

Musik ist reine Schwingung

Claire Schmartz

Manche Kunstwerke funktionieren nur an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit oder mithilfe eines bestimmten Körpers, Instruments oder Mediums. Bevor es Geräte zur Tonaufzeichnung gab, galt das zum Beispiel für Musik: Sie konnte nur gehört werden, wenn jemand sang oder ein Instrument spielte. Nika Schmitts Klanginstallation *umwandler* hat sich einen Raum angeeignet, von dem sie nicht mehr zu trennen ist: den Großen Wasserspeicher im Prenzlauer Berg im Norden Berlins. Die Installation nimmt das ganze Gebäude ein, ohne dass man es auf den ersten Blick bemerken würde, und erfüllt es mit einer dichten, spannungsgeladenen Atmosphäre.

Der Große Wasserspeicher im Prenzlauer Berg konzentriert sich um einen Turm, der mitten in einem Rosengarten emporragt und um den Gänge aus fünf konzentrischen Kreisen verlaufen. Der äußerste Gang hat 100 Meter Umfang – das ergibt bis zu 20 Sekunden Hall. Wer den Wasserspeicher betritt, taucht hinter einem schwarzen Vorhang zunächst in diesen äußersten Kreis ein und gelangt in eine Welt, die beinahe unterirdisch wirkt. Es gibt keine Fenster, nur lange, leere, dunkle Backsteingänge, die wie ein Schneckenhaus enger und enger werden. Der Eindruck, man befände sich in einem U-Bahn-Schacht oder in Katakomben unter der Stadt, wird durch die neonröhrenartige Lampen an den Wänden noch verstärkt. Und dann hört man das Wummern.

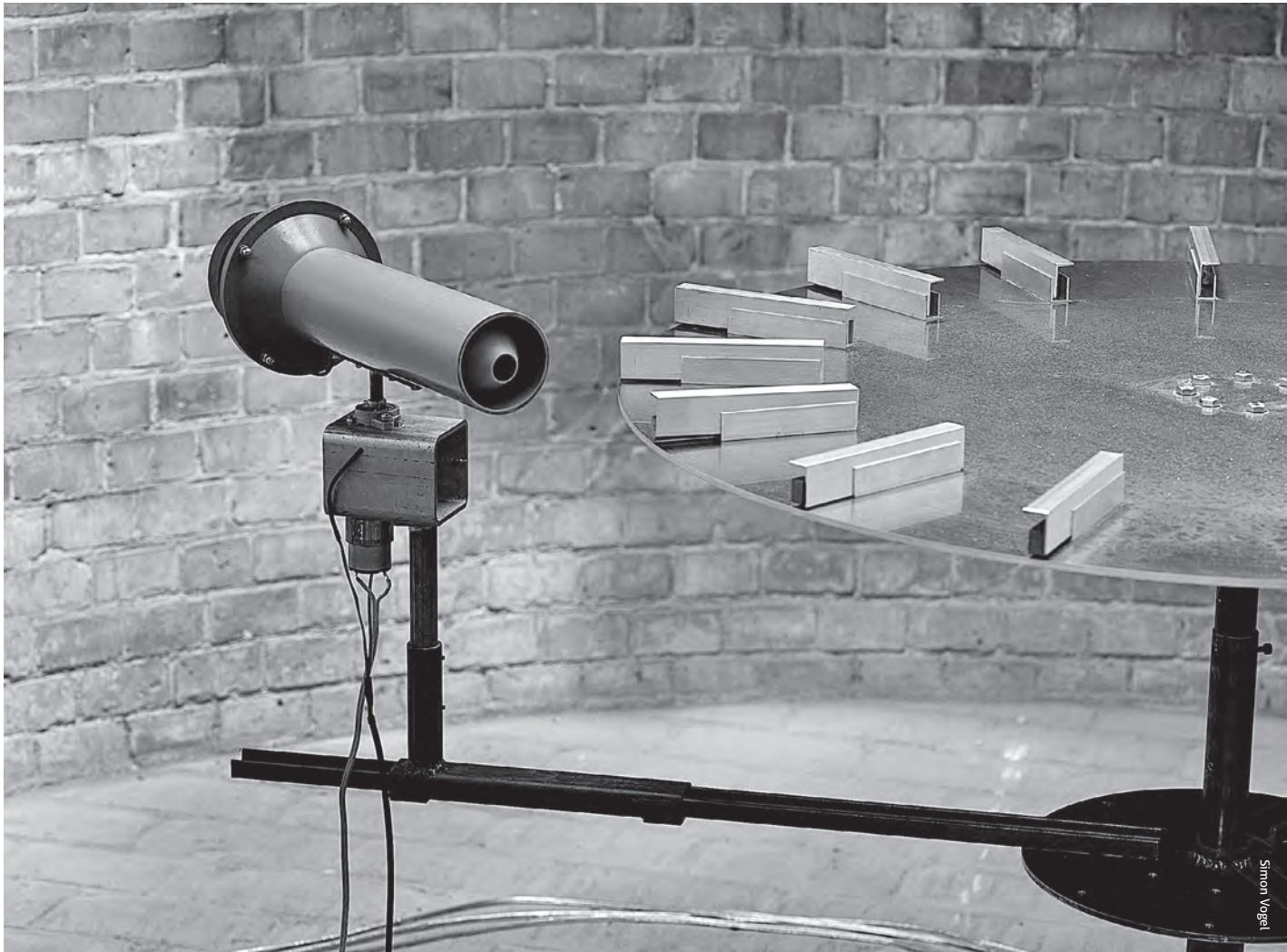
Denn obwohl die Flure radikal leer sind, füllt sie eine unglaubliche Präsenz. Ein langer Kupferkabelstrang zieht sich über die Wände der Gänge. Er verbindet vereinzelte, relativ kleine Lautsprecher, die einen einzelnen wiederholten Ton übertragen, der zu einem Wummern anschwillt, wie ein in der Ferne rauschendes Meer, heranrollender Wind, eine heranrasende U-Bahn. Immer lauter und präsenter wird das Geräusch, je näher man ins Herz der Klanginstallation vorstößt, verstärkt durch die Lautsprecher und den Hall der Gänge. In ihrem Inneren, im Turm, rotiert eine Art

umwandler sonifiziert Spannung und elektrische Impulse. Es geht um Material, Verschleiß und Verlust

Turbine, eine Steinspule, die von drei motorisierten Lautsprechern umgeben ist, die sich um sich selbst drehen. Durch diese Bewegungen mithilfe von Strom und Magneten wird Sound erzeugt, der durch das Kupferkabel geleitet und impulshaft über die Lautsprecher wiedergegeben wird, bis der Ton durch die Gänge hallt – und immer markanter wird und die Leere des Wasserspeichers ganz auszufüllen scheint. Eine kleine blinkende Lampe an den Lautsprechern verrät, wo die Impulse gerade durchströmen, doch sie stehen in keinem Verhältnis zum Effekt der röhrenden Turmmaschine.

umwandler experimentiert mit der Funktionsweise einer Kupferspule: In Wicklungen von Kupferdraht um einen Kern entsteht ein magnetisches Feld, das Strom liefert. Es geht um Spannung, elektrische Impulse und Material, Verschleiß und Verlust. Die Sonifikation dieser Funktionsweise lässt die Besucher staunen, ob es die Kabel, die Lautsprecher oder auch die Gänge selbst sind, die diesen Sound erzeugen, der anschwillt und an Geschwindigkeit aufnimmt, zu

Drei motorisierte Lautsprecher drehen sich um sich selbst



Rauschen und Wummern wird, bis diese Flut wieder abklingt und sich zwischendurch sekundenlange Stille einstellt und die weite Leere der Gänge fühlbar macht. In diesem Minimalismus liegt die Stärke der Wirkung: Hier wird Strom in Sound umgewandelt – und erinnert so daran, dass Musik im Grunde reine Schwingung, Klänge reine Luftbewegung und Töne auch nur Spannung sind. Eine immersive Klanginstallati-

on, die mit wenigen Mitteln eine überaus dichte Atmosphäre schafft und sich die labyrinthischen Gänge zu Nutze zu machen weiß.

Nika Schmitt hat an der Academy of Fine Arts and Design in Maastricht und an der Royal Academy in Den Haag studiert. Sie ist seit 2017 freischaffende Künstlerin und wurde mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Sie arbeitet an der

Schnittstelle von Mechanik, Klang und Physik. *umwandler* ist ihre erste Installation in Berlin und kann noch bis Sonntag, den 13. August, im Großen Wasserspeicher besucht werden. ●

Mehr Infos unter: www.signuhr.de

BANDE DESSINÉE

Freud et Lacan face à la télé réalité

Pablo Chimienti

Familles, je vous hais! a écrit André Gide, à la fin du 19^e siècle, dans *Les Nourritures terrestres*. Si elle ne hait pas sa famille, Yasmina, 35 ans, a néanmoins beaucoup de mal à exister face à ses parents ultra-bourgeois et à sa fratrie faite exclusivement d'universitaires de renoms. Bilal est en train de finaliser sa deuxième – ou troisième, la jeune femme a perdu le compte – thèse, Wafa est conférencière à la Sorbonne et même Rym, désormais, donne des conférences à la Cinémathèque depuis que ses « articles sur l'évolution des critères de beauté dans le cinéma taïwanais ont beaucoup impressionné », explique la mère de famille qui s'apprête à aller voir une exposition sur l'arte povera.

Une famille de « têtes », d'érudits, d'intellectuels où malgré ses études et son travail de psychologue, Yasmina fait exception et passe pour le mouton noir, le maillon faible. Au point que, sur le mur familial des fiertés, elle n'apparaît qu'une seule fois, sur une photo de quand elle avait « réussi à escalader le mur des toilettes, à 9 ans ». Et quand sa sœur Rym, la plus normale de sa génération et le plus proche de Yasmina, essaye de la consoler en lui disant que c'est « la seule à avoir réussi à grimper le mur des toilettes », cette dernière précise : « J'suis la seule à avoir essayé ! »

Le dialogue est vraiment difficile entre elle et les siens ; le fait qu'elle soit célibataire n'arrange pas les choses, le fait qu'elle soit passionnée par la télé réalité les complique clairement. Au point que quand Rym, à la fin d'un repas de famille, propose à ses parents de jouer à un « Tu préfères », sorte de tradition familiale où, en jeu, les participants doivent choisir entre la peste et le choléra, et leur demande « vous préférez que Yasmina vous annonce qu'elle va faire Les Anges de la télé réalité ou qu'elle parte en Afghanistan pour épouser un Moudjahidine » les deux géniteurs ont bien du mal à répondre.

Au-delà de sa passion pour ces programmes, Yasmina tient à comprendre pourquoi ces émissions ont autant de succès, d'où viennent « ces candidats aux physiques surréalistes », que cache « ce besoin de surexposer son intimité », mais aussi pourquoi

« nous, on aime les regarder comme si on avait accès à quelque chose d'interdit » et surtout si la mauvaise réputation de la télé réalité ne « montre-t-elle pas à quel point on stigmatise (...) la culture populaire en général ? ».

Un intérêt qui pousse la psy à passer un casting pour un de ces programmes. Son âge et son profil – trop propre sur elle, ayant fait des études, etc... – la disqualifie en tant que candidate. Elle ne finira donc pas à l'écran, en revanche ses études de psychologie lui ouvriront les portes du backstage de ces émissions où elle

sera embauchée en tant que « journaliste », autrement dit, elle va devoir passer des journées entières accroupie au sol – pour ne pas apparaître dans le champ des caméras – au plus près des candidats pour rédiger un script, heure par heure, sur leurs différentes activités, réactions et discussions. Elle sera également en charge des interviews des candidats face caméra.

Yasmina quitte donc Paris, son travail et ses patients pour Phuket. La voici sur le tournage des « Sudistes ». Elle va non seulement côtoyer les candidats, mais aussi mieux comprendre les coulisses. Elle va comprendre comment les producteurs profitent des candidats, mais aussi, ce qu'on imagine moins, comment les candidats profitent des producteurs et de l'émission. Parce que finalement, c'est bien un système *win-win* qui se met en place. Preuve, selon les autrices de l'album, que les candidats sont bien moins bêtes que ce certains croient, voire, selon elles, de ce les candidats eux-mêmes souhaitent nous faire croire.

Docu-fiction, cet *Éloge de la surface*, est un récit bluffant sur cette sous-culture qui a envahi les écrans de télévision du monde entier depuis bientôt un quart de siècle. Les deux autrices, toutes deux psychologues, ressemblent étrangement à leur personnage : Tilila Relmani est la cadette d'une famille d'érudits, tandis que Stella Lory, par ailleurs également sociologue et déjà autrice de l'album *Les Rois du monde* (Warum), est une autrice franco-égyptienne. Les deux se disent passionnées par la télé réalité et de culture populaire.

Les deux femmes ne cachent rien des aspects problématiques de ces programmes : des candidats « plutôt blancs, minces, hétérosexuels et valides », la manipulation des mises en situation dont le but est clairement de créer le clash, les injonctions plus ou moins directes pour faire de la chirurgie esthétique pour correspondre aux canons de beauté... Elles les mettent en perspective avec le fonctionnement de la télé qui a précédé le fameux *Big Brother*, mais aussi à celui de notre société, de ce que la plupart censure ou au contraire qu'on méprise, de la pub, du corps ultra-érotisé de la

Un récit plein d'humour et un dessin varié, expressif et coloré

femme, du sens de l'art, du capitalisme ou encore de la définition plus ou moins acceptée de que ce signifie réussir sa vie.

L'ensemble est à la fois pertinent ; et même si on n'est pas certain de valider toutes les théories proposées par les autrices, on referme l'album en portant un regard différent sur la télé réalité et sur ceux qui la font. Le mystère demeure, en revanche, si ceux qui la regardent ! Qui plus est, au-delà de la réflexion sur la télé réalité et sur tout un tas de sujets secondaires, cet *Éloge de la Surface* offre au lecteur un véritable plaisir de lecture. Le récit est plein d'humour et le dessin est assez varié, expressif et coloré pour contrebalancer l'aspect, peut-être, un peu trop bavard de l'album.

Le tout réuni fait que Stella Lory et Tilila Relmani offrent un agréable moment de lecture, qu'ils soient ou non fans de la télé réalité. ●

Éloge de la surface – Dans les profondeurs de la télé réalité, de Stella Lory et Tilila Relmani. Dargaud



L'or vert à toutes les sauces



Les bidons métalliques gardent l'huile à l'abri de la lumière

France Clarinval

Les spécialistes de l'alimentation ont établi une frontière virtuelle entre les régions où l'on utilise du beurre et celles où on préfère l'huile. C'est à peu près la même que celle qui distingue les buveurs de bière des buveurs de vin. Luxembourg figure très clairement au nord de cette ligne. Mais au pays du beurre et de la bière, l'huile d'olive est en train de se tailler une place de choix. Les nombreux habitants originaires du sud de cette frontière imaginaire n'y sont pas pour rien, la mode du régime dit crétois sans doute aussi et les bienfaits du produit pour la santé itou. La demande d'huile d'olive croît chaque année, même si son prix augmente également, notamment à cause des réductions de production. Ainsi l'Espagne, premier producteur au monde a produit seulement 620 000 tonnes d'huile d'olive pendant la récolte de 2022-23, contre 1,5 million de tonne l'année précédente. L'Italie et le Portugal, deux autres grands producteurs d'huile d'olive ont aussi été frappés par des sécheresses extrêmes. Si la tendance se maintient, le prix pourrait doubler d'ici la fin de l'année. Raison de plus pour apprendre à lire les étiquettes, déjouer les astuces de marketing et comprendre comment est fabriqué ce qu'il convient désormais de qualifier d'or vert.

Provenance L'écrasante majorité de la production d'huile d'olive (97 pour cent) provient du bassin méditerranéen. L'Espagne pourvoit à elle seule la moitié du marché mondial. La Tunisie a récemment mis en place un plan d'action pour développer le secteur oléicole et atteindre une production de 250 000 tonnes d'huile d'olive, à l'horizon 2035. La mention de la provenance est obligatoire sur l'étiquette des huiles commercialisées dans l'Union européenne. Elle indique à la fois l'origine des olives et le lieu de production de l'huile. Dans un rayon de supermarché, on s'apercevra bien vite que la

plupart des produits proposés sont des mélanges d'huiles de diverses provenances reconnaissables à la mention « huile d'olive de l'Union européenne » ou même « assemblage d'huiles d'olives originaires de l'UE et non originaires de l'UE » (autant dire le monde entier !). À l'autre bout de l'échelle de qualité, on se tournera vers des produits bénéficiant d'une appellation d'origine contrôlée (AOC) ou protégée (AOP), qui garantit le lien entre le produit et son terroir (sol, climat, savoir-faire). On compte près d'une centaine d'appellations d'origine en Europe, dont 42 en Italie, 26 en Espagne et huit en France.

Variétés Il existe un bon millier de variétés d'olives cultivées dans le monde. Toutes ne se prêtent pas à la transformation en huile. Rares sont les flacons où la variété est indiquée car les assemblages sont courants. Quand une mention « mono-variété » en est faite, peut se fier aux Picual (Espagne), Leccino (Italie), Koroneiki (Grèce), Cobrançosa (Portugal) ou Aglandau (France). Bien évidemment, plus les soins apportés dans le verger seront de qualité, meilleur sera le résultat obtenu. Le moment de la récolte est aussi important. Les olives vertes sont en général récoltées en septembre-octobre, lorsque l'olive a atteint sa taille adulte, mais n'a pas encore commencé à mûrir. Les olives noires sont récoltées mûres, entre fin novembre et début mars. Le choix du moment de la récolte dépend de ses qualités gustatives que l'on veut développer. Les olives récoltées quelques jours avant leur pleine maturité, quand leur couleur est légèrement purpurine, c'est-à-dire qu'elle passe du vert au mauve sont les plus aromatiques et les plus riches en polyphénols. Au nez et en bouche, les sensations herbacées dominent. On peut y trouver des arômes d'artichaut, de poivron et de fruits verts. Les olives récoltées mûres et noires

donnent des saveurs plus douces (peu ardentes et peu amères) et rondes en bouche, avec des arômes d'amande, de fruits rouges ou jaunes, de tilleul.

Fabrication Il existe deux manières d'obtenir l'huile des olives, par pressage ou par centrifugation. Les deux sont admises pour les huiles dites « vierges ». Pour celles-ci, un chauffage léger (45 degrés) est autorisé, ce qui permet d'extraire l'huile plus rapidement, et donc d'augmenter le rendement. L'huile vierge ne peut pas être coupée avec d'autres huiles et son taux d'acidité ne pas dépasser deux pour cent. D'une qualité supérieure, l'huile « vierge extra » (et non pas extra vierge, ce qui ne correspond à aucune règle et qui pourtant se lit sur certaines étiquettes) ne peut pas dépasser un taux d'acidité de 0,8 pour cent. La pâte d'olives, issue du broyage, ne peut pas être chauffée au-delà de 27 degrés. L'huile d'olive qui en est extraite conserve alors ses arômes et ses bienfaits nutritifs. À l'inverse, les huiles sans mention, mélangent l'huile vierge avec de l'huile raffinée. Ce traitement chimique gomme les acides gras libres, responsables d'une oxydation plus rapide de l'huile, mais en altère considérablement les qualités gustatives et nutritionnelles. Vu les écarts de prix, il n'est pas inutile d'acheter plusieurs huiles, l'une, basique, pour la cuisine, et une ou des autres, plus subtiles, pour les assaisonnements.

Contrairement au vin, l'huile d'olive vieillit mal car elle s'oxyde. Mieux vaut la consommer au cours de son année de production et dans les trois ou quatre mois après l'ouverture de la bouteille. On préférera un conditionnement opaque et une conservation à l'abri de la lumière pour garder ses bienfaits et son goût. ●

Stil

DAS PHÄNOMEN



Santé-Polit-Promi

Mit Sieb auf dem Kopf saß er als Vikar Strangozzi in der Sendung *Live! Planet People*. Vor den Studiotüren forderte er in einem offenen Brief an Kultusminister Xavier Bettel die offizielle Anerkennung der Pastafaris (einer Satire-Religion) und die damit einhergehende finanzielle

Unterstützung des Staats für Religionsgemeinschaften. So sah das politische Engagement des Psychiaters Jean-Marc Cloos in der ersten Amtsperiode der Dreierkoalition aus (Foto: Facebook). Ende der zweiten ist der Direktor des Nordspitals auf der Wahlliste der Grünen aufzufinden. Er ist nicht der einzige Gesundheitsberufler, der auf einer Liste gelandet ist. Gérard Schockmel wurde während der Pandemie *RTL*-Dauergast als „Spezialist für Infektionskrankheiten“. Der zumeist aristokratisch wirkende Arzt, scheute dennoch keine kräftigen Bemerkungen: Im *RTL*-Kloertext sagte er, die Behauptungen vom Arzt Benoît Ochs würden von „beunruhigender Dummheit“ zeugen. *RTL* ließ es sich schließlich nicht nehmen den Arzt, der an der Universitäten Oxford und Genf an RNA-Viren geforscht hat, beim Klavierspielen in seiner Wohnung zu filmen. Im Mai 2022 gab Gérard Schockmel bekannt politisch aktiv zu werden,

ohne eine Parteizugehörigkeit bekanntzugeben. Nun tauchte er offiziell auf der DP-Liste auf. Die LSAP will ebenfalls mit bekannten Gesichtern aus der Pandemie ein paar Stimmen einkassieren. Jean-Claude Schmit war auf Pressekonferenzen an der Seite von Gesundheitsministerin Paulette Lenert zu sehen. Hohe Beamten bleiben häufig unsichtbar, bei dem Santé-Direktor ist das nun nicht mehr der Fall. Er versucht politisches Kapital aus seinem Promi-Kopf zu schlagen. sm

L'ENDROIT

Victoria vum Berdorfer Eck

Au cœur du Mullerthal, le village de Berdorf est sans doute un

des plus attractifs en terme de tourisme. On y compte pas moins de sept restaurants. Parmi eux le Victoria vum Berdorfer Eck, installé, quelle surprise, sur un coin de rue. L'adresse est connue dans la région pour avoir été un petit supermarché. Christophe Prosperi a transformé l'endroit. Il a aménagé sept chambres



d'hôtel, gardé un coin épicerie, orientée terroir et produits locaux (mais aussi avec des viennoiseries et des sandwiches pour les habitants et les touristes) et surtout créé son restaurant. Ce jeune chef ambitieux, formé notamment auprès de Joël Schaeffer, s'est déjà attelé à faire (re)vivre l'impossible Schengener Haff et a tenté l'aventure d'un snack végétal, Simbiosia. Ici, il développe une cuisine de terroir sur laquelle il appose sa signature et ses envies de fusion. La très généreuse Feiertengzalot se pare d'un œuf poché, le gravlax n'est pas de saumon mais d'omble chevalier, plus local. La spécialité de la maison, la joue de bœuf braisée au vin rouge (photo : fc), reste dans nos mémoires pour sa texture fondante et la gourmandise de ses accompagnements, tant la purée que la semoule de chou-fleur. fc

L'ÉVÉNEMENT

Course des filles et garçons de café

Il y a un mois, Sven Clément (Pirates) s'était imposé devant dix autres élus dans une compétition originale : la course des garçons de café à Esch-sur-Sûre. Ce dimanche, le Gudden Wëllen fait revivre cette tradition française qui remonte au début du vingtième siècle et qui connaît un regain d'enthousiasme ces dernières années. L'idée était de prouver les qualités d'adresse et de rapidité des serveurs. À l'époque, ils devaient porter un plateau sur lequel sont posés une bouteille et trois verres sur un parcours de 8 km (photo : Musée des arts forains). En théorie, cette course s'effectue dans les conditions du service, il n'est donc pas autorisé de courir. C'est probablement la seule règle qui sera en vigueur,



dans cet événement au vu de la communication délirante lancée par la bande. Ouvert à tous et toutes, professionnels des bars ou non, le parcours s'effectuera au départ du Grund et comptera 1,7 kilomètre, sur la corniche et dans la vieille ville. Des escaliers, des terrasses, des montées et des pavés seront autant d'obstacles pour rendre la course plus palpitante. À l'arrivée, sur la terrasse De Gudder Weather, les participants défilent devant un jury. Des prix seront attribués à la première personne arrivée, à celle qui aura le meilleur costume, qui aura renversé le moins de boissons... fc

Les livres des Editions d'Lëtzebuerger Land
En vente en librairie et sur www.land.lu

